



# **nunu**

Pretty in Pink zur Bat Mitzwah: Braucht es neue Riten? • Krems entdeckt seine jüdische Vergangenheit • Das Jüdische Museum in Basel • Eine Weihnachtsgeschichte von Harry Bergmann

Ausgabe Nr. 30 (4/2007)

Tewet 5768

€ 3,-

[www.nunu.at](http://www.nunu.at)



**GESPRÄCHE**  
mit  
Schauspieler  
Otto Tausig und  
Literat  
Amos Oz

## **Ruth Westheimer**

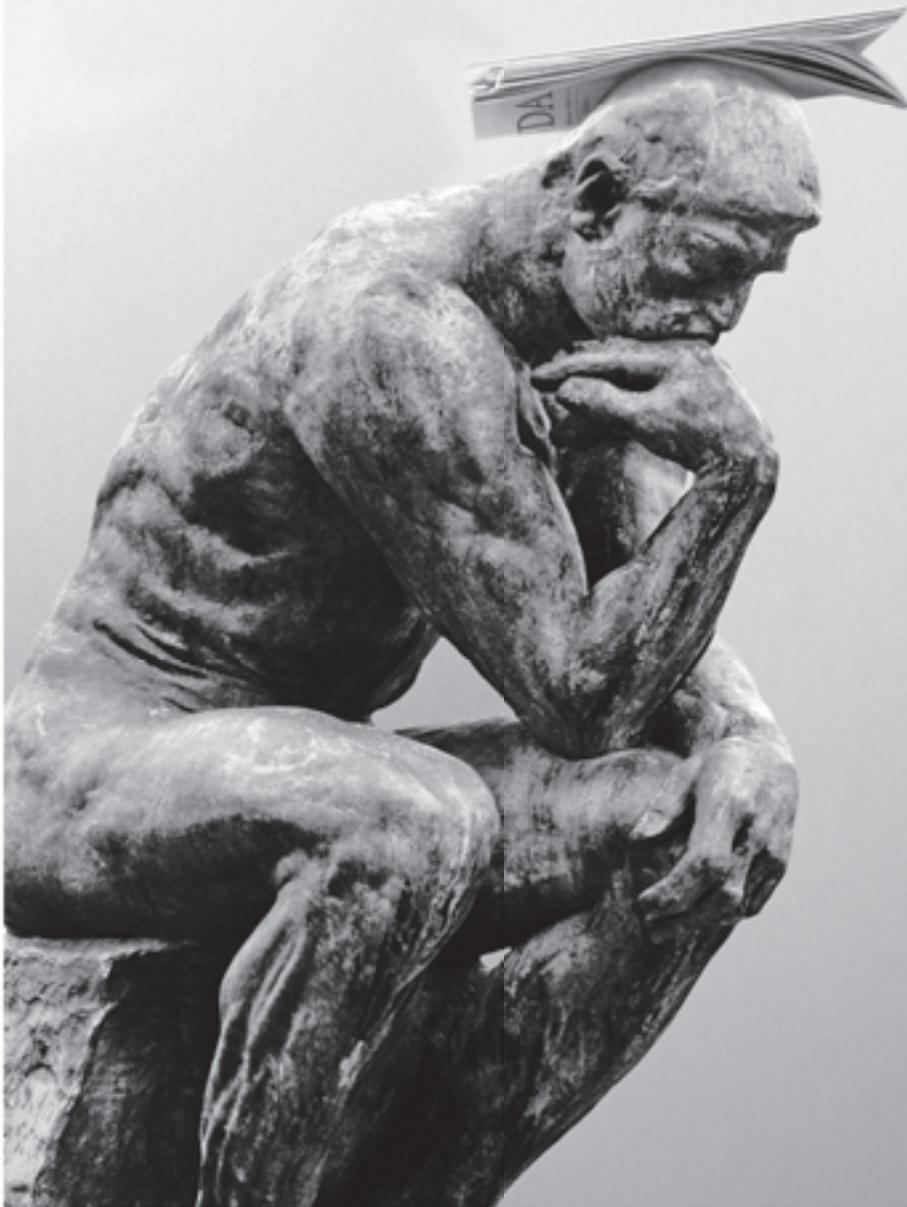
NU traf die Sexualtherapeutin  
zum Interview in New York





[derStandard.at](http://derStandard.at)

Ich denke, also lese ich.



**Oder doch: Ich lese, also denke ich.** Wie man es auch dreht und wendet.  
Fakt bleibt: DER STANDARD ist die Zeitung für Leser.  
Und die beweisen Haltung. Beim Denken und erst recht beim Lesen.

4 Wochen gratis lesen:  
[derStandard.at/Wbo](http://derStandard.at/Wbo) oder 0810/20 30 40



Die Zeitung für Leser





## Liebe Leserin, lieber Leser!

Die bereits 30. Ausgabe von NU liegt vor Ihnen – und wir sind kein bisschen müde. Auf dieses Heft können die Redakteure besonders stolz sein. Es enthält Lesestoff, der weit über die kommenden Feiertage hinaus reichen wird, und es versammelt eine Reihe von spannenden Themen und jüdischen Persönlichkeiten aus ganz unterschiedlichen Bereichen. Amerikas berühmte Sexualtherapeutin Ruth Westheimer ist einer der Stars unter unseren Gesprächspartnern. Auf die Frage von Danielle Spera, wie es ihr denn selber ginge, wenn sie die ganze Zeit über Sex redet, meinte sie augenzwinkernd: „Das geht Sie gar nichts an, nächste Frage.“ Dafür allein gebührt ihr ein Busserl aus Wien.

Helene Maimann hat anlässlich des Lesefests „Literatur im Nebel“ Amos Oz getroffen, der vor drei Jahren schon einmal einen Auftritt in NU hatte. Seine Einschätzung der Lage im Nahen Osten ist von hoher inhaltlicher Sachkenntnis und klarem, besonnen-strategischem Denken getragen. Er sei ein Friedensaktivist sagt er, kein Pazifist. Lieber würde er sich einsperren lassen als für Angriffsziele einzutreten, aber umgekehrt wenn es um Sein oder Nichtsein ginge, da würde er auch als alter Mann kämpfen wie der Teufel.

Stefan Grisseemann, Kulturchef des Nachrichtenmagazins „profil“ hat für NU ein Interview mit dem Schauspieler Otto Tausig geführt. Wir erleben den Schauspieler charmant, politisch denkend, klar in der Ansage, lustig und voll Erinnerungen an inzwischen versunkene Zeiten.

Sollen Mädchen Bat Mitzwah als Pendant zur Bar Mitzwah der Buben feiern dürfen? Diese Frage wollten wir in einem Streitgespräch zwischen Eric Frey als Befürworter und Miriam Tenner als Gegenpart diskutieren. Wirklich gegensätzlich sind die Positionen nicht geworden, interessant in den unterschiedlichen Argumentationen aber allemal.

Eine echte Kontroverse wollen wir in der nächsten Nummer bringen. Da wird es sicherlich mehr zur Sache gehen. Darf und soll man mit Unrechtsregimes Geschäfte machen? Oder klarer: „Ist es in Ordnung, wenn etwa die OMV mit dem Iran in Geschäftsbeziehung tritt?“ Dazu werden wir in der nächsten Nummer zwei gegensätzliche Positionen bringen.

Als Ergänzung sind kurze Beiträge (max. 300 Zeichen) von Leserinnen und Lesern willkommen. Senden Sie uns Ihre Meinung bis zum 15. Februar 2008 an [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at).

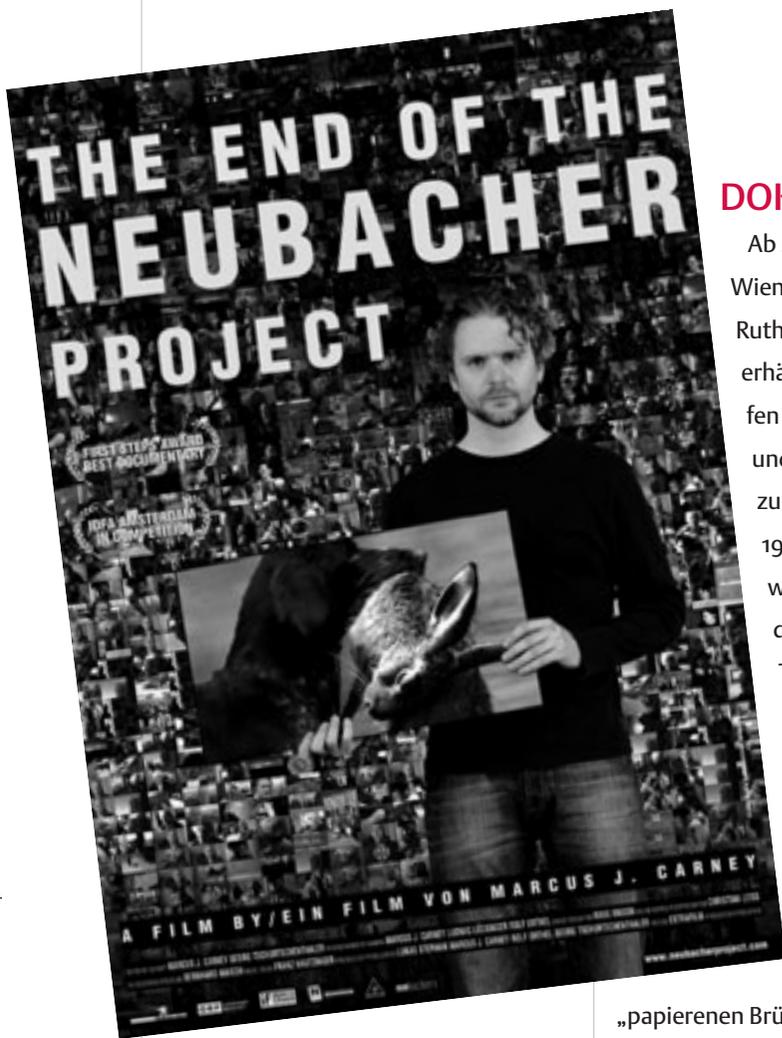
Eine pointierte Analyse zum „profil“-Cover über die „Israel-Lobby“ hat uns Eva Menasse aus Berlin übermittelt. Sie zeigt anhand einer genauen Textkritik den Gegensatz zwischen tendenziösen, mit Vorurteilen spielenden Überschriften und dem dann folgenden Text, der sachlich einherkommt, allerdings die im Titel vermittelte Emotion nicht mehr korrigieren kann. Harry Bergmann hat für uns eine kleine, wahre Geschichte geschrieben, wie er ehemals als einziger jüdischer Schüler die ganze Klasse, samt Lehrer und Schuldirektor vor einer katholischen Blamage gerettet hat.

Katja Sindemann hat Eleonore Lappin interviewt, die als Vertreterin des Judentums an einem interreligiösen Bezirksforum im 6. Bezirk teilnimmt, das Vertreter von Religionsgemeinschaften zusammenführt und ihnen auch die Möglichkeit bietet, mit Bezirkspolitikern über ihre Wünsche und Probleme zu reden.

In der Leopoldstadt kämpft eine Bürgergruppe weiterhin für die Umbenennung der Arnezhofstraße, benannt nach einem antisemitischen Pfarrer, der für die Judenverfolgung um 1670 verantwortlich war. Die Initiative hat auch einen Vorschlag für den neuen Namen. Die Gasse soll nach Selma Steinmetz, einer österreichischen Freiheitskämpferin und Mitbegründerin des DÖW, benannt werden. Wer, wie ich, den Vorzug hatte, die aufrechte und tapfere Selma noch persönlich zu kennen, kann sich nur wünschen, dass sich einmal die Bürger und nicht die mutlosen Bürokraten aus der Bezirkspolitik durchsetzen. Den regionalen Schwerpunkt ergänzt ein Bericht von Sophie Lillie über die verdrängte Erinnerung an die jüdische Bevölkerung von Krems an der Donau und ein berührendes Porträt Thomas Selldorffs von Standard-Kulturredakteur Thomas Trenkler.

Damit Sie nicht schon vom Lesen des Editorials müde werden, lasse ich Sie alles andere selbst entdecken. Auf unser Spendenkonto weise ich aber schon noch hin: BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Ein fröhliches Chanukka-Fest wünscht Ihnen herzlich  
Peter Menasse  
Chefredakteur



Das Plakat zum Film von Marcus Carney

## ZU SEHEN

Ein Film, der bereits im vorigen Jahr in NU besprochen wurde, kommt jetzt in die Kinos. Marcus Carneys „The End of the Neubacher Project“, die scharfe und geradlinige Abrechnung mit dem Schweigen in einer Familie mit Nazi-Vergangenheit und seine Auseinandersetzung und späte Versöhnung mit der Mutter, die an dieser Verdrängung verzweifelt und schließlich stirbt, wird ab 18. Jänner in Wien gezeigt. Die NU-Besprechung dazu finden Sie unter <http://www.nunu.at/de/artikel/424>.

## DOKUMENTIERT

Ab sofort ist das Œuvre der Wiener Dokumentarfilmerin Ruth Beckermann auf DVD erhältlich. Ihre Filme schaffen neue Zusammenhänge und Betrachtungsweisen zur jüdischen Identität. 1986 wurde beispielsweise als Zentrum des damaligen jüdischen Textilhandels die Marc-Aurel-Straße zum Motiv für „Die papierene Brücke“. In „homemad(e)“, gedreht 2000, steht dann Herr Doft, der bereits in der

„papierenen Brücke“ mitwirkte, als letzter Textilhändler der Gasse im Mittelpunkt.

Ihr jüngster Film, „Zorros Bar Mizwa“, ist eines der wenigen Dokumente jüdischen Lebens im heutigen Wien. Den NU-Beitrag dazu finden Sie unter <http://www.nunu.at/de/artikel/402>.

Die Edition enthält 11 Dokumentar- und Essayfilme (8 Langfilme, 3 Kurzfilme) von 1977 bis 2007, weiters neu gedrehtes Bonusmaterial, darunter ein speziell für diese Kollektion geführtes Interview mit der Regisseurin.

RUTH BECKERMANN – FILM COLLECTION, ab sofort im Handel (98 Euro) erhältlich oder auf [www.ruthbeckermann.com](http://www.ruthbeckermann.com) zu bestellen.



FOTO ©: CHRISTIAN JOBST

## GEWÄHLT

Ariel Muzicant (55) ist mit seiner Liste Atid abermals erfolgreich aus den Vorstandswahlen der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) am Sonntag, dem 25. November, hervorgegangen. Allerdings mit einem Wermutstropfen: Atid konnte diesmal nur zehn Mandate (41,22 Prozent) im 24-köpfigen Kultusrat erreichen. Bei der letzten Wahl im Jahr 2002 waren es noch elf. Muzicants Wahl zum Präsidenten ist demnach so gut wie gesichert, er amtiert seit 1998. Die Wahl des Präsidenten ist nun Sache des Kultusvorstandes. Die Wahlbeteiligung ist gegenüber 2002 von 62,6 Prozent auf 54,67 Prozent gesunken.

Erstmals angetreten war die junge liberale Liste Gesher, die auf Anhieb zwei Mandate erreichte. Das ist ein großer Erfolg. Wahlziel wäre nur ein Mandat gewesen. Fünf Mandate errang die Liste Sefardim-Bucharische Juden, gefolgt vom Bund Sozialdemokratischer Juden und Khal Israel mit je zwei Mandaten. Auf je ein Mandat kamen die Georgischen Juden, der Block der religiösen Juden sowie die Misrachi-Zionistische Einheit.

Kommentar zu den Wahlen von Erwin Javor auf Seite 51.

# INHALT



FOTO ©: MONIQUE STAUDER

SEITE 26



FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 32

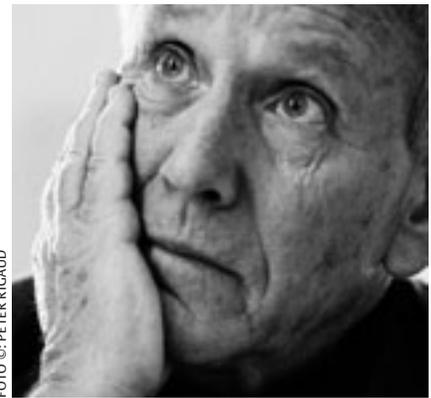


FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 37

<b>EDITORIAL</b>	<b>3</b>	<b>ESSAY</b>	<b>18</b>	<b>INTERVIEW</b>	<b>37</b>
<b>MEMOS</b>	<b>4</b>	<b>DIE MUTIGEN TABUBRECHER</b>		<b>AMOS OZ</b>	
<b>JUSTIZ</b>	<b>6</b>	Wie das „profil“ gezielt mit einem Israel-Lobby-Cover provoziert		Der Literat über Israels Zukunft und seine Zwei-Staaten-Theorie	
<b>DER FLÜCHTIGE DR. TOD</b>		Von Eva Menasse		Von Helene Maimann	
Die Suche nach dem NS-Arzt Aribert Heim geht weiter		<b>STADTPOLITIK</b>	<b>22</b>	<b>LITERATUR</b>	<b>42</b>
Von Rainer Nowak		<b>EIN GRÄTZEL BEGEHRT AUF</b>		<b>HERZLS FEUILLETONS</b>	
<b>KUNST-RESTITUTION</b>	<b>8</b>	Im Stuwerviertel kämpfen Anrainer gegen antisemitische Straßennamen		Von Katja Sindemann	
<b>EINE ERINNERUNG AN WIEN</b>		Von Berthold Molden		<b>KÄMPFENDE LINKE</b>	
Thomas Selldorff bekam von der Stadt Krems zwei Bilder seines Großvaters zurück		<b>GESELLSCHAFT</b>	<b>24</b>	Von Thomas Schmidinger	
Von Thomas Trenkler		<b>JÜDISCHE FRAUEN</b>		<b>ERZÄHLUNG</b>	<b>44</b>
<b>ERINNERUNGSKULTUR</b>		Porträt der WIZO-Präsidentin Eva-Hava Bugajer		<b>KARDINAL KÖNIG UND ICH</b>	
Die Stadt Krems arbeitet ihre jüdische Geschichte langsam auf		Von Katja Sindemann		Von Harry Bergmann	
Von Sophie Lillie		<b>COVER</b>	<b>26</b>	<b>RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH</b>	<b>46</b>
<b>RELIGION</b>	<b>12</b>	<b>ZUR THERAPIE</b>		Von Michaela Spiegel	
<b>PRETTY IN PINK</b>		Die jüdische Sexualtherapeutin Ruth Westheimer über Liebesprobleme		<b>LESERBRIEFE</b>	<b>48</b>
Bat Mitzwahs für Mädchen sind im liberalen Judentum normal. In Wien sorgen sie für Aufregung.		Von Danielle Spera		<b>DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN</b>	<b>49</b>
Ein Pro & Contra von Eric Frey und Miriam Tenner		<b>SERIE JÜDISCHE MUSEEN</b>	<b>30</b>	Von Peter Menasse und Erwin Javor	
<b>RELIGION II</b>	<b>16</b>	<b>BASEL</b>		<b>KOMMENTAR</b>	<b>50</b>
<b>BEZIRKSARBEIT</b>		Erinnerungen an Theodor Herzl		Randerscheinung Or Chadasch	
Eleonore Lappin versucht, Religionskonflikte im Grätzel zu lösen		Von Fritz Neumann		Von Martin Engelberg	
Von Katja Sindemann		<b>INTERVIEW</b>	<b>32</b>	<b>KOMMENTAR</b>	<b>51</b>
		<b>OTTO TAUSIG</b>		Wir haben gewählt	
		Der Schauspieler über sein humanitäres Engagement		Von Erwin Javor	
		Von Stefan Grisseemann		<b>IMPRESSUM</b>	<b>52</b>

office@nunu.at

www.nunu.at

# Der flüchtige Dr. Tod

Aribert Heim ist nach Alois Brunner die Nummer zwei auf den internationalen Fahndungslisten von NS-Kriegsverbrechern. Einiges spricht dafür, dass er im Gegensatz zu Brunner sogar noch lebt. Dafür, dass er auch gefasst wird, nicht unbedingt. Nun wird wieder intensiv nach ihm gesucht.

VON RAINER NOWAK

**H**allo?“ „Frau Wallisch?“ „Ja, was wollen Sie?“ „Sind Sie jene Erna Wallisch, die als mutmaßliche Kriegsverbrecherin gesucht wird?“ „Ich habe nie etwas getan. Lasst mich endlich in Ruhe.“ Wenn die Jagd auf NS-Kriegsverbrecher nur immer so leicht wäre wie im Fall der einstigen Wärterin des Konzentrationslagers Majdanek. Ihr Name steht (noch) im Telefonbuch. Dass sie dennoch nicht wie vom Wiesenthal Center gefordert verhaftet und an Polen ausgeliefert wird, liegt laut Justizministerium an der dünnen Beweislage.

In den 70er Jahren wurde bereits ein Verfahren wegen Mordes aus Mangel an Beweisen eingestellt, das in ihrem Fall wesentlich leichter zu beweisende Delikt Beihilfe ist verjährt. Die polnische Staatsanwaltschaft wurde nun aufgefordert, neues Beweismaterial vorzulegen. Zuletzt hieß es sogar, es gebe noch lebende Zeugen von Walischs Taten, zumindest wurden entsprechende Personen und Zitate im eben veröffentlichten Buch „Hunting Evil“ des britischen Schriftstellers

Guy Walters abgedruckt. Wallisch selbst bleibt übrigens auch am Telefon bei ihrer Version, wonach sie „kaum Kontakt“ mit Inhaftierten gehabt habe. Sie habe auch natürlich nichts gesehen. Gaskammern? Massen-Erschießungen? Den täglichen Mord und Totschlag? Nichts mitbekommen.

Einem anderen könnte man seine Mitschuld rasch und problemlos beweisen, nur finden kann man ihn eben



**Aribert Heim, heute 93 Jahre alt, entwischt seinen Verfolgern immer wieder**

nicht so leicht: Aribert Heim, heute, so noch am Leben, 93 Jahre alt, entwischt seinen Jägern und Fahndern seit Ende des NS-Regims immer wieder. Nun wird auf Initiative des Wiesenthal Centers und spät, aber doch auch auf Betreiben der österreichischen Behörden wieder nach ihm gesucht.

Heim bleibt aber auch lange unbehelligt und kann „friedlich“ – wie das dann zynisch heißt – leben. Immer wieder helfen ihm auch bürokratische Fehler, ein dichtes Netz an alten gleich gesinnten Freunden und Bekannten sowie ein beträchtliches Vermögen. Seit den frühen 70er Jahren vermeldeten Medien, dass Heim, dem israelische Zeitungen

den Beinamen Dr. Tod gegeben hatten, knapp vor der Verhaftung stehe. Oder dass es zumindest eine heiße Spur gebe ... Bisher aber alles ohne Erfolg.

Ernst Klee nennt in „Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer“ die Verbrechen, die Heim vergleichsweise lückenlos nachgewiesen werden können: Der 1914 im steirischen Radkersburg geborene überzeugte Nationalsozialist war ab 1940 Lagerarzt in Sachsenhausen, ab Juni 1941 in Buchenwald und ab Oktober 1941 in Mauthausen. Bereits 1938 hatte er sich zur SS gemeldet. Klee wörtlich: „Heim war ein Arzt, der an Sadismus nahezu alle KZ-Ärzte übertrifft.“ Er lässt sich aus Langeweile Opfer zum Unterhalten kommen, die er quält und schließlich „niederspritzt“. Tausende soll er eigenhändig auf diese Weise umgebracht haben – mittels Herz-Injektionen. Er verwendete häufig Benzin.

Wie in Akten des Mauthausen-Archivs auch nachzulesen ist, experimentierte Heim, indem er lebenden Opfern Herz, Leber oder Milz herauschnitt. 1946 wurde von US-Ermittlern der Wiener Josef Kohl befragt, er schilderte: „Dr. Heim hatte die Angewohnheit, den Häftlingen in den Mund zu schauen, um festzustellen, ob ihr Gebiss tadellos instand war. War dies der Fall, so hat er diesen Häftling

Justizministerin Maria Berger



umgebracht durch Injektion, den Kopf abgeschnitten, im Krematorium stundenlang kochen lassen, bis der nackte Schädel von jedem Fleisch entblößt war, und diesen Schädel für sich und seine Freunde präpariert als Schreibtisch-Schmuck.“

Nach der Befreiung gerät Heim in Kriegsgefangenschaft in Deutschland, wird bald wieder entlassen und durchläuft mangels koordinierter Suche sogar ein Entnazifizierungsverfahren, dem Gericht liegt ein Akt vor, in dem zwar nicht seine Funktion als Lagerarzt angeführt ist, sehr wohl aber sein Einsatz bei KZ-Inspektionen.

Dennoch wird er nicht weiter genommen, sondern bekommt den Persilschein mit der Begründung, er sei eigentlich nur Truppenarzt der SS gewesen, selbst der US-Geheimdienst hat dies bestätigt.

Heim geht nach Deutschland und beginnt ein neues Leben als Gynäkologe, wird wohlhabend, er kauft Immobilien, wohnt unter seinem eigenen Namen in einer Villa in Baden-Baden.

Zwar wurde 1950 in Österreich ein Haftbefehl gegen ihn erlassen, aber erst am 14. September 1962 versuchen deutsche Ermittler ihn zu verhaften. Zu spät: Heim hat aus Justizkreisen offenbar eine Warnung erhalten, im roten Mercedes flüchtet er in Richtung

### Unter Justizministerin Maria Berger (SPÖ) wurde erstmals in Österreich eine Ergreiferprämie auf Aribert Heim ausgesetzt. Einen internationalen Haftbefehl gibt es seit 2005.

Süden. Kurz danach wird er wie Brunner im arabischen Raum vermutet, Simon Wiesenthal will gehört haben, dass er in Ägypten eine Stelle als Polizeiarzt bekommen hat. Heim wird wie viele ehemalige Nazi-Größen in Chile und – später mit einer sehr konkreten Spur – in Südspanien gesucht.

Dabei sind es vor allem seine finanziellen Transaktionen, die seine Jäger in neue Richtungen leiten. 1979 erhebt die Staatsanwaltschaft Baden-Baden Anklage gegen ihren früheren Musterbürger, in Berlin-Tiergarten wird im selben Jahr ein Zinshaus entdeckt, dessen Erträge noch immer auf Heims Konto fließen – es wird beschlagnahmt. Immobilien finden die Ermittler sogar noch 28 Jahre später, diesmal in der Schweiz. Dabei hatten ihn seine Verwandten 1993 in Argentinien für tot erklärt – ohne Sterbeurkunde oder einen Beweis. 1986 glaubt man, dass Heim seine Familie treffen will, irgendwo in Westösterreich an der Grenze zur Schweiz. Offenbar wird Heim misstrauisch, das Familienfest der andere Art soll in Italien stattgefunden haben.

Die nächsten verfrühten Erfolgsmeldungen kommen 2005: Efraim Zuroff, Sprecher des Simon-Wiesenthal-Zentrums, erklärt im Herbst, Heim könne „in den nächsten Tagen“ an der Costa Brava, wo mehrere Nazis untergetaucht waren, verhaftet werden. Dort hatten Ermittler immer wieder Ausschau gehalten, ja sogar Senioren-Residenzen regelmäßig überprüft. Ein Familienangehöriger Heims soll 300.000 Euro in den vergangenen Jahren an einen guten Freund überwiesen haben, der das Geld dann an Heim weitergab. Und wieder klappete der Zugriff nicht, Heim gelang die Flucht, kurze Zeit danach wurde er in Venezuela gesehen.

Nun hat die „Operation Last Chance“ (Wiesenthal Center) ihre vermutlich allerletzte Chance bekommen: Österreich hat erstmals (!) unter Ministerin Maria Berger, wie viele andere Länder, eine Ergreiferprämie auf Heim ausgesetzt: Hinweise auf seine Spur in Spanien, Südamerika und eben der Schweiz gingen ein. Bisher aber noch immer ohne Erfolg. Übrigens: Auch Österreich hat 2005 einen internationalen Haftbefehl ausgestellt.

# Eine Erinnerung an Wien

Richard Neumann sammelte bis 1938 Kunst – auch mit christlichen Motiven. Weil er die Malerei liebte. Die Stadt Krems restituierte kürzlich an dessen Enkel zwei Heiligendarstellungen von Kremser Schmied. Thomas Selldorff hofft nun auch auf wertvolle Rückgaben aus dem Kunsthistorischen Museum.

VON THOMAS TRENKLER

Viereinhalb Jahre, von Oktober 2002 an, hatte man in Krems die Sache in die Länge gezogen: Mit haarsträubenden Argumenten wehrte sich Bürgermeister Franz Hölzl (ÖVP) gegen die Restitution zweier Gemälde von Johann Martin Schmidt, die den „Hl. Florian“ und den „Hl. Josef von Calasanz“ darstellen. Sie stammten aus der umfänglichen Sammlung des Wiener Industriellen Richard Neumann, dem 1938 die Flucht glückte war.

Da es sich anfangs bloß um eine „Zuweisung“ sichergestellten „jüdischen Kunstbesitzes“ handelte, gingen die großformatigen Bilder nicht gleich in das Eigentum der Stadt Krems über. Doch das ließ sich beheben: Ohne Neumanns Einverständnis wurden 2.000 Reichsmark, die man als angemessen erachtete, eingezahlt. Neumann sah das Geld zwar nie. Die Stadt Krems fühlte sich dennoch als Eigentümer. Selbst das Nichtigkeitsgesetz, nach dem eben dieses „Rechtsgeschäft“ null und nichtig zu sein hätte, war scheinbar noch vor einem Jahr in der Wachau unbekannt. Der Bürgermeister behauptete steif und fest: „Krems hat die Bilder damals gekauft.“ Und: „Würden wir sie hergeben, würde uns der Rechnungshof wegen Amtsmissbrauch kritisieren.“



Die offizielle Übergabe der Schmidt-Bilder durch die Stadt Krems an den Erben Thomas Selldorff

Der Wiener Anwalt Alfred Noll, der den Erben Thomas Selldorff vertritt, wandte sich schließlich, Mitte Jänner 2007, in einem offenen Brief an den Gemeinderat und den Stadtsenat. Krems sei, so seine Argumentation, „in voller Kenntnis der verbrecherischen Umstände in den Besitz dieser Bilder gekommen“. Der eingeschlagene Weg, die Angelegenheit mit einer „fadenscheinigen Begründung“ als erledigt zu qualifizieren, sei „empörend und durchaus skandalös“:

Die beiden Heiligendarstellungen des Kremser Barockmalers seien geradezu „ein Musterbeispiel“ für den NS-Kunstraub. Es wäre kaum zu glauben, wenn sich die Stadt „mit dem Diebsgut der Nazis schmücken“ wolle und „kaltschnäuzig“ die berechtigten Ansprüche der NS-Opfer verhöhne.

Die Grünen Gemeinderäte Maria Schwingenschlögl und Markus Gonaus äußerten sich „absolut empört über die Vorgangsweise des Bürgermeisters und des Kulturausschusses“, sie würden

sich „schämen“, Vertreter einer Stadt zu sein, die „ohne Wimpernzucken“ NS-Raubkunst ausstellt. Als immer mehr Medien das heikle Thema aufgriffen, über das „Der Standard“ als Erster berichtet hatte, lenkte die Stadt ein: Ende April gab sie bekannt, einer Empfehlung des Provenienzforschers Robert Holzbauer (Leopold Museum) zu folgen und die Gemälde zurückzustellen. Mitte Oktober erhielt Thomas Selldorff die Kremser Schmidts offiziell zurück – im Rahmen eines Festakts im Weinstadtmuseum. Zu diesem Zeitpunkt war Hölzl nicht mehr Bürgermeister: Er hatte den Vorzugsstimmenwahlkampf gegen seine Parteikollegin Inge Rinke verloren.

Der Wert der beiden Bilder wird auf 100.000 bis 140.000 Euro geschätzt. „Sie sind keine Klimts“, sagt Selldorff. „Aber sie sind für unsere Familie sehr wichtig: als Erinnerung an Wien. Ich hoffe, dass unsere Kinder und deren Kinder die Tradition meines Großvaters, dessen Liebe zur Malerei und Bildhauerei ich hoch schätze, fortsetzen.“ Er möchte die Gemälde, die gegenwärtig auf seine Kosten in Österreich restauriert werden, daher auch nicht verkaufen.

Sein Großvater, 1879 in Wien geboren, entstammte einer alten Textilfamilie: 1901, nach dem Studium der Philosophie in Heidelberg, trat er in das Unternehmen Neumann ein und wandelte es in eine Aktiengesellschaft um. „Bereits 1913 äußerte er konkrete Ideen zum Wohlfahrtsstaat“, erzählt Selldorff und verweist auf ein von der Industriellenvereinigung herausgegebenes Bändchen: „Er war der Ansicht, dass man die Zusammenarbeit von Arbeitgeber und Arbeitnehmer fördern muss. Das war für jene Zeit eine sehr progressive Einstellung. Er fühlte sich zudem für seine Arbeitnehmer verantwortlich – und weigerte sich, jemanden zu kündigen.“

1938 wurde Neumanns Villa in der Hasenauerstraße 30 von Daisy Prinzessin Fürstenberg „arisiert“,



Die beiden restituierten Bilder werden momentan auf Kosten der Erben in Österreich restauriert

die NS-Behörden stellten einen Teil der Kunstsammlung sicher: Die zwei Kremser Schmidts gingen eben ans Städtische Museum Krems, das „hoch entzückt“ war, zwei „Altarflügel mit Stiftern“ von Maerten van Heemskerck und vier weitere Kunstwerke ans Kunsthistorische Museum. Neumann floh mit seiner Frau und seiner Tochter, Selldorffs Mutter, zunächst nach Paris und 1943 über die Pyrenäen nach Barcelona. „Von dort ging es mit dem Schiff nach Kuba, weil mein Großvater kein Visum für die USA hatte“, sagt Selldorff, der zu jener Zeit bereits mit seinem Vater in den USA lebte. „Er arbeitete als Vorarbeiter in einer Textilfabrik, hielt Vorträge über Kunst und gründete die Kubanische Nationalgalerie.“

1952 übersiedelten die Neumanns nach New York. Selldorffs Mutter machte sich einen Namen als Designerin von Krawatten für Dior, sein Großvater lebte in bescheidenen Verhältnissen. Verbittert über die Ungerechtigkeit sei er dennoch

nicht gewesen, sagt Selldorff: „Er hatte alles verloren, aber er war ein Philosoph und ein Optimist. Eine neue Kunstsammlung aufzubauen – dafür fehlten die Mittel. Also sammelte er Briefmarken. Er hat immer nur die positiven Seiten des Lebens gesehen.“

Anfang des Jahrtausends nahm die Restitutionsforscherin Sophie Lillie im Zuge der Recherchen für ihr im Czernin Verlag veröffentlichtes Handbuch „Was einmal war“ auch mit den Erben nach Richard Neumann Kontakt auf. Thomas Selldorff übergab ihr ein Album über die einstige Kunstsammlung seines Großvaters, das von seiner Mutter angelegt worden war. Und Lillie wurde fündig.

Wenn man sich die im Handbuch zitierte Schätzliste durchliest, im Juli 1938 für die Vermögensanmeldung angefertigt, fällt auf, dass Richard Neumann zahlreiche Bilder mit christlichen Motiven besaß, darunter drei Apostelkopfstudien von Anton van Dyck, eine „Madonna mit Kind“ von Neri di Bicci, einen

„Hl. Franz de Paula mit dem Kruzifix“ von Giovanni Domenico Tiepolo und einen „Hl. Vinzenz Ferrer, das Jesuskind betrachtend“ von Domenico Tintoretto. Selldorff erstaunt dieser Sammlungsschwerpunkt keineswegs: „Es ist eine Tatsache, dass das religiöse Bekenntnis meines Großvaters für die Nazis die Begründung für die Konfiszierung seiner Sammlung war, aber Religion ist für unsere Familie überhaupt kein Thema (was nicht heißt, dass wir Atheisten sind, eher das Gegenteil ist der Fall). Religion, egal ob jüdische oder eine andere, hat nichts zu tun mit unserem Interesse an Kunst. Mein Großvater sammelte Kunst zu seinem Vergnügen, das er beim Betrachten hatte, wegen des historischen Wertes und als intensivere Kommunikationsform zwischen den Menschen als Schreiben oder Sprechen.“

Nach der positiven Wendung in Krems hofft die Familie nun auch auf ein Umdenken beim Bund. Herbert Haupt, Archivar am KHM, ging 1998 in seiner „Sachverhaltsdarstellung“ über die Erwerbungen in der NS-Zeit auch auf die Heemskerck-Altarflügel ein, die mit „Mitteln der Dienststelle des Reichsministers Dr. Seyss-Inquart“ erworben worden waren: Er hält den Besitz kategorisch für „unbedenklich“. Auch der Rückgabebeirat sprach sich bisher gegen eine Restitution aus. Diese Tafeln hatte Neumann 1949 zurückgefordert. Im Jänner 1952 wurde das KHM zur Rückstellung verpflichtet. Doch dazu kam es nicht, denn das Denkmalamt verhängte eine Ausfuhrsperr: Neumann wurde zu einem Kuhhandel gezwungen. Er erhielt im Gegenzug für seine äußerst wertvollen Kunstwerke bloß 3.000 Dollar und ein eher unbedeutendes Gemälde von Goosen van der Weyden. Wann sich der Rückgabebeirat von Kulturministerin Claudia Schmied (SPÖ) noch einmal mit dem Fall auseinandersetzen wird, ist nicht bekannt.

## ERINNERUNGSKULTUR

# Geschichte sichtbar machen

Der Stadt Krems fällt es schwer, mit ihrer Vergangenheit umzugehen. Der Kremser Historiker Robert Streibel, Leiter der Volkshochschule in Wien-Hietzing, ist einer der wenigen, die das ändern möchten. VON SOPHIE LILLIE

In der Wiener Straße 133, gleich an der Auffahrt zur Schnellstraße nach St. Pölten, liegt der kleine, 1882 eingeweihte jüdische Friedhof von Krems. Der Schlüssel für das eiserne Friedhofstor ist an der gegenüber liegenden Avanti-Tankstelle hinterlegt, doch es zieht wenige Besucher an diesen einsamen Ort. Nur rund 160 Gräber sind hier erhalten, mehrere Grabreihen wurden von den Nationalsozialisten geschleift, um Baracken für französische Kriegsgefangene zu errichten. „Die Verlassenheit dieses Friedhofs ist ein Ergebnis der Geschichte, die den Toten die Lebenden geraubt hat“, sagt der Leiter der Volkshochschule Hietzing, Robert Streibel (48). Der Initiative des aus Krems stammenden Historikers ist zu verdanken, dass den Toten nach jahrzehntelanger Vernachlässigung ein würdiges Denkmal gesetzt wurde.

Nachdem die Stadt Krems sich außerstande erklärte, die Kosten der dringend notwendigen Sanierungsarbeiten zu übernehmen, lud Streibel kurzerhand zu einem Aktionstag am 26. Oktober 2003. Unter dem Motto „Gärtnern

statt wandern am Nationalfeiertag“ finden sich seitdem regelmäßig freiwillige Helfer, die die 177 Gräber von Gestrüpp befreien, um, wie es Streibel nennt, „Geschichte wieder sichtbar zu machen“. Auf Streibels Initiative wurde hier am 9. November 1995, dem Jahrestag des Novemberpogroms, ein Denkmal zur Erinnerung an 129 ermordete und vertriebene Kremser Juden eingeweiht. Der Wiener Künstler Hans Kupelwieser entwarf das 43 Meter lange, knapp über dem Boden schwebende Stahlband, in dem Namen und Daten der ehemaligen Gemeindeglieder eingeschnitten sind. Quer zum Friedhofseingang platziert, gleicht es einer „Schwelle zwischen Erinnern und Vergessen“, so Streibel.

Eine weitere künstlerische Intervention sind drei Bücherschreine im Format eines Grabsteins, eine Arbeit des amerikanisch-israelischen Künstlerduos Michael Clegg und Martin Guttman aus dem Jahr 2005. „Das ist der einzige Friedhof der Welt, der gleichzeitig öffentliche Bibliothek ist“, meint Streibel schmunzelnd.

Clegg & Guttmans Projekt war ursprünglich konzipiert für die Außenmauer der Kremser Piaristenkirche, wo 1421, als Machtdemonstration der katholischen Kirche, der Grabstein des rund vierzig Jahre zuvor verstorbenen Rabbi Nehemia bar Jakob eingemauert wurde. Aufgrund dringend notwendiger Restaurierungsarbeiten kam es 2000 zur Herauslösung des 600 Kilogramm schweren Steines und zu dessen Überführung auf den jüdischen Friedhof. Gleichzeitig entstand die Idee, das Loch nicht zu schließen – was für Streibel einem „verniedlichenden Eingriff in die Geschichte“ gleichgekommen wäre – sondern



Robert Streibel mit Thomas Selldorff am Jüdischen Friedhof in Krems, 2007



Links: Postkarte mit Ansicht der Kremser Landstraße im Frühjahr 1938.

Darunter: Brief an David Rachmuth, einen der ersten Marillenbrand- und -likörhersteller in Krems.

als offene „Wunde“ zu belassen. Clegg & Guttmanns Konzept einer offenen Bibliothek, das aus einem vom Land Niederösterreich ausgeschriebenen Wettbewerb als Siegerprojekt hervorgegangen war, scheiterte aber am Widerstand des Piaristenordens.

Zeitgemäßes Gedenken in Form künstlerischer Interventionen, Aktionen im öffentlichen Raum, die ein hohes Maß an Partizipation erfordern, kennzeichnen Streibels Initiativen der letzten Jahre. „Hand anlegen an die Geschichte“ nennt Streibel seine Aktionstage am Jüdischen Friedhof. Relikte der einst blühenden jüdischen Gemeinde werden somit aus dem Bereich des Musealen herausgerissen und zu Orten der Begegnung und des Handelns umdefiniert.

Zu Streibels allerfrühesten Aktionen gehört das Projekt Historical Mail Research. Am 9. November 1998 schickte Streibel Post an 127 ehemals in Krems lebende Juden: adressiert an deren früheren Kremser Wohnort, an sogenannte „jüdische Sammelwohnungen“ in Wien, ins ausländische Exil bzw. an den Deportationsort. Indem sie „einen Weg ohne Zurück“ nachzeichneten, sollten diese Briefe den Opfern zumindest ein „unsichtbares Denkmal“ setzen.

Bedeutsam ist, dass sämtliche ins Ausland verschickte Briefe rückgeschickt wurden – selbst jene, die als Anschrift nur Namen und Deportationsort trugen. Die rund 80 Briefe, die an Adressen in Krems geschickt worden waren, verschwanden jedoch spurlos. Ein einziger kam retour, mit dem lakonischen Vermerk eines Unbekannten: „Seinerzeit ausgewandert nach Palästina.“ „Seinerzeit ausgewandert nach Palästina“ wurde namensgebend für eine Installation, die heute Teil einer kleinen Dauerausstellung im ehemaligen



Friedhofswärterhäuschen ist. Seit Jahren bemüht sich Streibel um die Schaffung einer geeigneteren Dokumentationsstätte am Friedhofsgelände. Das Land Niederösterreich hat zugesagt, die Gesamtkosten von 80.000 Euro zu fast zwei Drittel mitzutragen, weitere Partner müssen gefunden werden.

Bisdahinhalten Einzelprojekte die Erinnerung an die Kremser jüdische Gemeinde wach. Zuletzt war dies das Projekt „Eine Stadt trägt Geschichte“, das Streibel gemeinsam mit seiner Schwester Elisabeth Streibel, einer Lehrerin am BRG Ringstraße, und deren Schülerinnen entwickelte. Aufgabe war es, in ehemals Kremser Juden gehörenden Geschäften Tafeln anzubringen, die an die einstigen Besitzer erinnerten. Die Arbeit mit Schülern ist für das Duo – das ihr politisches Bewusstsein durch die Erzählungen ihrer Großmutter geprägt sieht – ein besonderes Anliegen. Jugendlichen sollte nicht nur Stadtgeschichte gelehrt, sondern auch durch die Konfrontation mit Geschäftsinhabern und Passanten der heutige Umgang mit Geschichte vor Augen geführt werden. Trotz anfänglicher Widerstände (Streibels: „Der Erste, der zusagte, war der persische Teppichhändler ...“) konnten zwanzig Tafeln mit Kurzbiographien, historischen Dokumenten und Fotos installiert werden.

In der Sonnentor-Apotheke erzählen zwei Tafeln von der Familie Wasservogel und der Familie Neuner, die hier ein Wäschegeschäft betrieb. Hier am Fuße des Steinertors, dem

Wahrzeichen der Stadt, ist nun eine Postkartenansicht der Oberen Landstraße aus dem März 1938 verewigt. Krems – während der Verbotszeit die „heimliche Hauptstadt der Ostmark“ – gleicht einem Meer aus Hakenkreuzfahnen. In der Handschrift Erich Wasservogels eine Notiz an seine nach Palästina geflüchtete Schwester: „Ein kleiner Ausschnitt von hier. Heute ist die Beflaggung ein 10-Faches davon wie dieses Bild.“

Nach jahrelanger Pionierarbeit hat Streibels Tätigkeit seinen festen Platz gefunden. Das anfängliche Misstrauen seitens der Stadt ist gewichen, stattdessen ist fast so etwas wie Stolz auf deren reichhaltige jüdische Geschichte entstanden. Den Anspruch dieser Arbeit beweist das „unsichtbare Denkmal“ des Kremser Künstlers Leo Zogmayer, der 1995 zwei Metallkuben in das Steinertor einmauerte, mit einer von 500 Kremser Bürgern unterschriebenen Erklärung gegen Antisemitismus und Rassismus. „Man muss an den Grundfesten ansetzen, ohne vor Wahrzeichen haltzumachen“, sagt Streibel und plädiert für eine „Pädagogik ohne Schlussstrich“: „Jede Generation muss ihren eigenen Zugang zu dieser Geschichte finden.“

Tipp: [www.judeninkrems.at](http://www.judeninkrems.at)



## ZUR PERSON Sophie Lillie

Sophie Lillie ist Kunsthistorikerin in Wien. Ihr Buch „Was einmal war: Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens“ (Czernin Verlag) wurde 2003 mit dem Bruno-Kreisky-Preis ausgezeichnet. 2006 erschien, gemeinsam mit Georg Gaugusch, die Monographie „Portrait of Adele Bloch-Bauer“ (Neue Galerie New York).



## Pretty in Pink zur Bat Mitzwah

Im liberalen Judentum, vor allem in den USA, sind Bat Mitzwahs für Mädchen völlig normal. Sie feiern sie in rosa Kleidern, mit bunten Glückwunschkillets – fast wie einen zweiten Geburtstag. In Europa hingegen stoßen sie auf Skepsis bei den orthodox orientierten Gemeinden. Auch in Wien wurde unlängst eine liberale Bat Mitzwah gefeiert. NU bat zur Debatte.

# Eine Bat-Mitzwah-Lehrstunde mit meiner Tochter

Warum meine Tochter eine echte Bat Mitzwah feierte – und was die Wiener Juden daraus lernen könnten. VON ERIC FREY

**PRO** Im vergangenen September unternahm meine 13 Jahre alte Tochter Isabel die erste wirkliche Rebellion in ihrem Leben: Sie feierte ihre Bat Mitzwah. Sie erhielt ihre Aliyah und las aus der Thora wie alle ihre gleichaltrigen jüdischen Freunde – und demonstrierte damit eine Gleichheit, die, zumindest in den Augen ihres stolzen Vaters, der kleinen jüdischen Gemeinde in Wien helfen könnte, etwas offener und toleranter zu werden.

Denn was in den USA und in vielen anderen Ländern als normales und freudiges Fest angesehen wird, ist in Österreich immer noch ein kühner, trotziger Akt. Wie in den meisten anderen jüdischen Gemeinschaften in Europa ist auch in Wien die Prä-Holocaust-Tradition der großen, reformorientierten Gruppen verloren gegangen. Liberale Gruppierungen existieren nur am Rand der Jüdischen Gesellschaft und werden von den traditionellen Juden marginalisiert. Die meisten orthodoxen Bat-Mitzwah-Feiern bestehen aus Gebeten und einem großen Fest, aber nicht aus einer Thora-Lesung.

Die Treue der österreichischen Juden zur Orthodoxie spiegelt keine besondere Religiosität wider. Die meisten Juden in Wien, Frankfurt oder Berlin essen nicht koscher oder halten sich an den Schabbat. Viele gehen nur zwei Mal im Jahr in die Synagoge, zu Rosh Hashanah und zu Yom Kippur. Aber bei diesen Gelegenheiten bestehen sie darauf, dass die Riten und Gebete so gehalten werden, wie sie auch schon von den Eltern und Großeltern gehalten wurden – wobei die Frauen separat sitzen, meistens oben am Balkon. Die meisten Angehörigen österreichischer oder deutscher Juden betrachten mit Unverständnis und beinahe Geringschätzung die Bemühungen liberaler Juden, Geschlechtergerechtigkeit und andere moderne Elemente ins religiöse Leben einzuführen. Es ist ihnen zwar bewusst, dass die meisten amerikanischen Juden Mitglieder von nicht-orthodoxen Synagogen sind, aber



**PRO**

## ZUR PERSON Eric Frey

Eric Frey ist Chef vom Dienst beim „Standard“ und Buchautor. Zuletzt erschien von ihm „Das Hitler-Syndrom. Über den Umgang mit dem Bösen in der Weltpolitik“. Diesen Text schrieb er als Kommentar für die amerikanisch-jüdische Zeitschrift „Forward“.



**CONTRA**

## ZUR PERSON Miriam Tenner

Miriam Tenner wurde in Deutschland geboren und übersiedelte 1980 nach Wien. Sie ist mit Wilhelm Tenner verheiratet und Mutter dreier Kinder im Teenageralter. Sie ist selbstständig tätig als Finanz- und Unternehmensberaterin und als Coach.

# Etwas Gleichwertiges, nicht Gleichartiges

Warum meine Tochter keine Bat Mitzwah wie ihre Brüder feierte – und warum das in meinen Augen die bessere Lösung war. VON MIRIAM TENNER

**CONTRA** Als wir vor einigen Jahren mit den Vorbereitungen zur Bar Mitzwah unserer Söhne begannen, wurde dies sehr bald zum Familienthema, dem sich keiner von uns entziehen wollte und konnte. Die Vorfreude auf einen ganz besonderen Tag erfasste nicht nur uns und unsere Söhne, sondern auch ganz speziell unsere damals zehnjährige Tochter.

Unser Wissen über Bar Mitzwah war eine bunte Mischung aus jüdischem Allgemeinwissen, persönlich erlebter und gelebter Tradition als auch individueller Einstellung zum Thema Thora und jüdischer Erziehung. Ich wurde traditionell jüdisch erzogen und erinnere mich gut wie mein Vater, der selbst aus einem streng orthodoxen Elternhaus stammte, mir von seiner Bar Mitzwah erzählte: „Ich ging ab dem Alter von drei Jahren in den Cheder, das heißt das Lernen von Talmud Thora war eine tägliche Angelegenheit und meine Bar Mitzwah, mein Aufruf zur Thora, war daher nur die logische Fortsetzung, dass ich ab nun im religiösen Sinne volljährig und eigenverantwortlich war. Eine be-

„Wir sollten wenig im Judentum ändern, nur das, was offensichtlich verändert gehört. Dass Männer und Frauen gleichberechtigt sein sollen, ist offensichtlich.“ ISABEL FREY

**PRO** in ihrem eigenen Schrebergarten sehen sie progressives Judentum als eine Art Frevel an. Meine Tochter war nicht alleine mit ihrem religiösen Bemühen. Als ich unter den rund 8.000 Wiener Juden aufwuchs, besuchte meine Familie den großen orthodoxen Tempel. Aber während meiner Studien in Princeton lernte ich die konservativen Gottesdienste kennen und schätzen. Meine Eltern waren von Anfang an, seit 1990, in der kleinen liberalen Gruppe Or Chadash aktiv. Die meisten ihrer Mitglieder sind entweder Amerikaner, die auf Zeit in Wien leben, Juden aus Wien mit Frauen, die sich in der orthodoxen Gemeinschaft isoliert fühlen, oder Konvertierte, die sich von keinem der orthodoxen Rabbiner willkommen geheißen fühlten und stattdessen einen liberalen Weg gewählt haben. Für meine Familie und mich war die Möglichkeit, gemeinsam den Gottesdienst zu besuchen und Frauen die Thora lesen zu lassen der Hauptgrund, sich zugehörig zu fühlen.

Als dann das Datum von Isabels Bat Mitzwah näherrückte, unterstützten wir sie voll und bestärkten sie, als sie sich entschied, das ganze Lernen und Vorbereiten für die Aliyah auf sich zu nehmen. Als sie fertig war, verkündete sie selbstbewusst den rund 250 Gästen, von denen viele eine Frau bei der Thora das erste Mal sahen: „Wir sollten wenig im Judentum ändern, nur das, was offensichtlich verändert gehört. Und dass Männer und Frauen gleichberechtigt sein sollen, ist offensichtlich für mich.“ Glücklicherweise haben Wiens liberale und gemäßigt orthodoxe Juden einen Weg gefunden miteinander auszukommen – dank eines weltoffenen Oberrabbiners und eines pragmatischen Präsidenten der Kultusgemeinde.

Es gibt keine größeren Konflikte, aber auch wenig Interaktion. Und weil die Kultusgemeinde sich weigert, liberale Konvertiten, die durch einen Or-Chadasch-Rabbi vollzogen wurden, anzuerkennen, wächst die Kluft zwischen den beiden Gruppen. In Deutschland konnte ein Konflikt um staatliche Zuwendungen an jüdische Institutionen, der vor einigen Jahren zwischen dem Zentralrat der Juden und der Union der progressiven Juden ausgebrochen war, schnell beigelegt werden. Aber weil das jüdische Leben in eine eher religiöse, in manchen Fällen sogar fundamentalistische Richtung geht, scheint die Toleranz abzunehmen. Bei jüdischen Veranstaltungen wird die Trennung von Männern und Frauen zunehmend häufig. Die gleichen jüdischen Spitzenrepräsentanten, die vor dem Islamismus warnen, attackieren manchmal ihre jüdischen Kollegen mit etwas, was man nur als

religiösen Eifer beschreiben kann, weil sie es wagen, von der Halacha abzuweichen.

In Österreich und Deutschland wachsen jene Gruppierungen am schnellsten, die von der Chabad-Bewegung unterstützt werden. Ultra-orthodoxe Führer scheinen hier junge Juden zu bevorzugen, die ihre Religion lieber komplett aufgeben, als die Lehren ihrer Vorfahren zu verfälschen. Aber nachdem sich die Assimilierung auch in Europa ausweitet, gibt es eine erhöhte Nachfrage nach Orten, an denen sich Juden willkommen fühlen, auch wenn sie nicht den höchsten religiösen Standards genügen – weil sie einen nicht-jüdischen Elternteil haben, weil sie eine nicht-jüdische Ehefrau haben, weil sie einen Diskussionsprozess suchen, der frei von der Heuchelei des Lobs für ein orthodoxes Leben ist, oder weil sie es einfach wollen. Die jüdische Gemeinschaft in Wien ist zu klein, um auch nur ein einziges Mitglied zu verlieren.

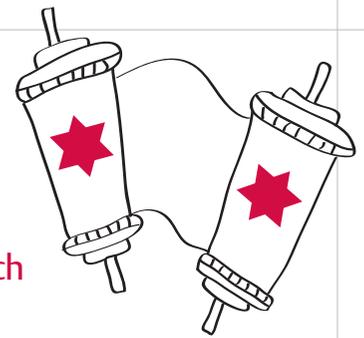
Vielleicht werden nach der Bat Mitzwah meiner Tochter ein paar meiner traditionellen Freunde die Vorteile des liberalen Judentums verstehen und es als legitime Form des Glaubens akzeptieren. Das wäre das schönste Bat Mitzwah Geschenk. Nicht nur für meine Familie, sondern für die Gemeinschaft als Ganzes.

Der Rabbiner  
Walter  
Rothschild  
leitet Or  
Chadasch



#### STICHWORT OR CHADASCH

Or Chadash (hebräisch: „neues Licht“) ist die jüdische Reformgemeinde in Wien. Sie hat eine eigene Synagoge samt Gemeindezentrum in der Robertgasse im zweiten Bezirk. Dafür wurde eine ehemalige Druckerei umgebaut. Ermöglicht wurde der Umbau auch durch die



„Ich bin für eine genderspezifische Bar und Bat Mitzwah. Dort fühle ich mich zu Hause: im traditionell-orthodoxen Rahmen.“ MIRIAM TENNER

**CONTRA** sondere Feier zu diesem Anlass gab es in unserem Stetl nicht, sondern man hat Kiddusch gemacht, Smires gesungen und das war es.“ Eine Bat Mitzwah zu feiern war in dieser Welt völlig undenkbar und auch in den jüdischen Nachkriegsgemeinden, die stark von den Überlebenden des osteuropäischen Judentums geprägt waren, absolut unüblich. Da alle meine Freundinnen keine Bat-Mitzwah-Feier hatten, ist mir auch gar nicht in den Sinn gekommen, dass es sich hier möglicherweise um ein Defizit zu meinen Ungunsten handeln könnte.

Vor kurzem hatten uns Freunde zu der Bat Mitzwah Feier ihrer Tochter bei Or Chadasch eingeladen. Die Freude und Begeisterung darüber, dass sie als Mädchen gleich einem Burschen zur Thora aufgerufen wurde und den Wochenabschnitt vortrug, war spürbar, dennoch fühlte ich mich nicht „heimisch“ und der Begeisterungsfunke wollte nicht überspringen.

Ich erinnerte mich an die Bat Mitzwah meiner Tochter. Im Gegensatz zu meiner Jugend ist heute eine entsprechende Feier in unserer traditionellen Gemeinde selbstverständlich. Und im Sinne der gleichen Wertschätzung für alle unsere Kinder war auch klar, dass sie ihre Bat Mitzwah haben sollte und musste. Den religiösen Rahmen hierfür legten wir gemeinsam mit unserem Rabbiner Paul Eisenberg fest. Es war uns wichtig, sowohl die Gesetze der Thora als auch unser Anliegen zu berücksichtigen, für unsere Tochter etwas Gleichwertiges – aber nicht Gleichartiges – zu schaffen. So kam es, dass sie als erstes Mädchen ihre Bat Mitzwah im Wiener Stadttempel feierte. Nein, sie ist nicht am Schabbat zur Thora aufgerufen worden, sondern es gab eine spezielle Zeremonie am Freitagabend, bei der sie das Schma sowie ein besonderes Bat-Mitzwah-Gebet aufsagte und auch eine Drascha hielt.

Or Chadasch ist laut Eigendefinition gleich „progressives Judentum“. Nun, wenn ich „progressiv“ richtig verstehe, dann bedeutet das „stufenweise fortschreitend“. Dann ist wohl die Frage zulässig: Von welcher Stufe gehe ich aus? Und ist nicht jede Veränderung ein stufenweises Fortschreiten? Ihre Bat Mitzwah in unserem Stadttempel war meiner Auffassung nach ein sehr progressiver Ansatz, und wir waren sehr stolz auf unsere Tochter. Sie selbst sagt rückwirkend, dass dieser Moment im Tempel sicher einer der aufregendsten in ihrem Leben war.

Religion lebt viel von Symbolik. Mir erschien der Ablauf des Or-Chadasch-Gottesdienstes wie eine Inszenierung vor Publikum, ähnlich wie in einer Kirche. Es war nicht der mir vertraute Rahmen, der mir die Möglichkeit bietet, mich vom Weltlichen zurückzuziehen und zu einer inneren Ruhe und Spiritualität zu finden. Kurz, mein Herz wurde nicht angesprochen. Die Anpassung an den Zeitgeist und die Umgebung geht für mich zu Lasten von dem, was ich unter „Jüdischkeit“ verstehe und erleben möchte, wenn ich in den Tempel gehe. Die Gleichberechtigung der Frau, umgesetzt in der Form, dass ein Mädchen mit 13 Jahren ihre Bat Mitzwah genau wie ein Bursche mit dem Aufruf zur Thora feiert, erscheint mir zwar gleichartig, aber nicht im Sinne der Thora gleichberechtigt. In der Medizin weiß man seit kurzer Zeit, dass Frauen nur dann gleichberechtigt behandelt werden, wenn ihre Behandlung nicht gleichartig, sondern „genderspezifisch“ ist. Nun, ich stehe zu einer „genderspezifischen“ Bar und Bat Mitzwah und bin meinen Freunden, die mich zu Or Chadasch eingeladen haben, sehr dankbar, da ich für mich mehr Klarheit gefunden habe, wo ich mich zu Hause fühle – und das ist ein traditionell orthodoxer Rahmen.

öffentliche Hand: Der Bund und das Land Wien steuerten jeweils 125.000 Euro bei, das Haus, in dem sich die Synagoge befindet, gehört der Kultusgemeinde und wird ohne Miete zur Verfügung gestellt.

Wie in anderen Synagogen auch, findet sich im Bethaus von Or Chadasch ein Thora-Schrank. Anders als in anderen Synagogen sitzen hier allerdings Frauen nicht auf der Galerie, sondern auf einer Ebene und in einem Raum mit Männern und tragen, wenn sie wollen, eine Kippa. Or Chadasch, Teil der World Union for Progressive Judaism, ist in Wien seit 17 Jahren als kleine organisierte Gemeinde aktiv. Das

Reformjudentum blickt in Österreich insgesamt auf keine wirklich ausgeprägte Tradition zurück: Während in Deutschland vor dem Nationalsozialismus Reformen einen wichtigen Teil des religiösen Judentums bildeten, gab es im Österreich der 1930er Jahre lediglich bescheidene Ansätze zur Gründung einer solchen Reformgemeinde. Die am 4. Mai 1990 in Wien gegründete Gemeinde Or Chadasch leistet nach Eigendefinition vor allem einen großen Beitrag zur interreligiösen Verständigung, indem sie Gäste aus verschiedenen Konfessionen einlädt und selbst an interkonfessionellen Begegnungen teilnimmt.

Or Chadasch wurde von mehreren Rabbinern geleitet. Das aktuelle Oberhaupt von Or Chadasch ist Walter Rothschild, der 1954 in Bradford, England, geboren wurde. Er war schon von 1995 bis 1997 in Wien, dazwischen leiteten zwei Frauen die Gemeinde: Eveline Goodman-Thau und Irit Shillor. Sie nannte sich eine „fliegende Rabbinerin“, weil sie auch für deutsche Gemeinden in Hannover, Hameln, Bad Pyrmont und Gudensberg bei Kassel zuständig war. Auch Rothschild pendelt zwischen verschiedenen Städten und scherzt über sich selbst als „überaller Rabbiner“. Mit seiner Familie wohnt er in Berlin.

# „Natürlich ist niemand ganz objektiv.“

Interreligiöse Bezirksforen sollen Konflikte zwischen Religionsgruppen lösen. Ein Gespräch mit der Initiatorin Eleonore Lappin über die Kleinarbeit beim Vorurteile-Abbauen, ungeahnte Koalitionen und spontanes Um-den-Hals-Fallen.

VON KATJA SINDEMANN

## **NU: Frau Lappin, wie sind Sie zur Teilnahme am Interreligiösen Bezirksforum gekommen?**

**Lappin:** Mein erstes Engagement fand in der Plattform für Interreligiöse Begegnung (PFIRB) statt, die der evangelische Pfarrer Erwin Neumann 2001 ins Leben gerufen hatte. Der Grund dafür ist, dass es nicht mehr um den interreligiösen Dialog, sondern um das interreligiöse Handeln geht. Religion hat heute eine soziale und politische Dimension bekommen. Hier sollten wir agieren. Auf theologischer Ebene ist der Dialog inzwischen so weit, dass man sich weitgehend einigen kann, trotzdem bleiben die Spannungen an der Basis. Diese konkrete Basisarbeit ist das Schöne, Spannende und Wichtige an den Bezirksforen.

## **Ein möglicher Streitpunkt könnte das Verhältnis zwischen Juden und Muslimen sein. Ist das so?**

Weniger. Es ist interessant, dass die Muslime, die ins Bezirksforum kommen, eher an der Teilnahme von Juden interessiert sind. Sie wissen, dass Dialog etwas bringen kann. Sie sehen, dass Juden in ihren Forderungen immer legitimer werden. Daher ist es für sie wichtig, dass sie auch mit den Juden können. Den Antisemitismusvorwurf weisen sie zurück. Doch da ich immer wieder vom islamischen Antisemitismus

vor mich hin murmele, findet langsam ein Umdenken statt. Die Muslime wollen sogar vom Judentum lernen. Mouddar Khouja, Sekretär von Anas Schakfeh (Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft), war oft mit Avshalom Hodik (früherer Amtsdirektor der IKG) unterwegs in Fragen Schächtverbot. Er hat mir gesagt, wie hilfreich es sei, wenn ihm Herr Hodik erklärt, welche Vorurteile dabei mitschwingen. Vorurteile, die Juden altbekannt sind und die nun auf die Muslime übertragen werden. Gerade das Schächtverbot ist ein Uraltinstrument der religiösen Diskriminierung und Schlechtmachung. Andrea Saleh (Frauenbeauftragte der Islamischen Religionsgemeinde Wien) erzählt mir entrüstet von den Vorurteilen gegenüber muslimischen Frauen und ist ganz erstaunt, wenn ich ihr sage, was ich über die jüdische Seite höre. Das ist insofern deeskalierend, weil die Muslime von ihrem Opfermythos wegkommen. Sie sehen, dass nicht nur sie mit Vorurteilen und Problemen konfrontiert werden.

## **Welche Möglichkeiten haben Sie im Bezirksforum, solche Konflikte zu deeskalieren oder zu lösen?**

Es ist spannend, den innermuslimischen Pluralismus kennenzulernen. Die Aleviten sind sehr progressiv und

im Islam umstritten, so wie die liberalen Juden. Andererseits haben wir die Schiiten. Und als dritte Gruppe die Bosnier, die einen europäischen Islam vertreten. Eines Tages hatte der schiitische Imam im Zusammenhang mit dem Karikaturenstreit eine Einschränkung der Pressefreiheit gefordert. Als ich gesagt habe: „Das geht nicht, wir leben in Österreich in einer Demokratie“, wären mir die Bosnier fast um den Hals gefallen. Man sieht gerade in den Bezirksforen die Vielfalt der Meinungen. Und natürlich die ethnische Vielfalt.

## **Können Sie ein Problem benennen, bei dem Sie konkret versuchen zu helfen?**

Indem die religiösen Institutionen ihre Probleme besprechen können, fühlen sie sich ernst genommen und anerkannt. Wir planen, ins Altersheim am Loquaipplatz zu gehen. Um uns älteren Menschen, die sich durch die ethnische Vielfalt gefährdet fühlen, vorzustellen. Ich möchte es fast als Charmeoffensive bezeichnen.

## **Wo stoßen Sie an Ihre Grenzen?**

Das einzige Problem ist eine mangelnde Kontinuität. Die Führung in den Institutionen wechselt. Mit den neuen Leitern ändert sich auch die Gesprächswilligkeit. Ich möchte nicht sagen, dass die Leute nicht mehr dialogbereit sind. Sie haben vielleicht

keine Zeit. Oder wollen sich nicht die Zeit nehmen. Manchmal haben wir im Bezirksforum eine sehr gute Dynamik. Und dann wieder wird's mühsam, weil die Institutionen fernbleiben. Pfarrer Neumann ist beharrlich, sie wieder heranzulocken. Seine Geduld und Hingabe sind bewundernswert.

#### **Wie ist das Echo in der jüdischen Gemeinschaft?**

Das Echo ist nicht sehr groß. Wir waren in den letzten Jahren bei der „Langen Nacht der Kirchen“ aktiv. Aber die ist immer am Freitag. Da muss ich Pfarrer Neumann beschwören, den Oberrabbiner nicht einzuladen. Eine religiöse Selbstdarstellung, die auf dem Bruch eines wichtigen religiösen Gesetzes beruht, ist ein Problem. Andererseits kann man nicht verlangen, dass sie die „Lange Nacht der Kirchen“ verlegen. Da merke ich eine große Nachfrage an jüdischen Dialogpartnern. Ich bin einmal hingegangen, das nächste Jahr nicht mehr. Aber ich suchte eine Ersatzperson. Gerade in den Bezirksforen ist es wichtig zu erklären, warum Juden wann nicht kommen können. Es ist allerdings auf jüdischer Seite keine große Bereitschaft da, sich in solchen Foren zu engagieren. Wenn man sich als Jude, als Jüdin geben will, macht man es im jüdischen Kreis und geht nicht nach außen. Auch ist es nicht angenehm, sich immer wieder Vorurteilen zu stellen.

#### **Können Sie ein Beispiel nennen?**

Ich hatte eine Führung einer katholischen Frauengruppe bei Or Chadash. Kurz zuvor lief im Fernsehen ein Film über die Unterdrückung orthodoxer Frauen, welcher von Aussteigerinnen aus der Orthodoxie gemacht worden war. Die Damen waren in hellster Erregung, wie schlecht es den armen jüdischen Frauen geht. Ich hatte das Gefühl, da brach etwas auf. Dinge, die sie sich bisher nicht zu sagen getrauten, wurden durch den Film hochgeschwemmt. Es war nicht sehr angenehm, darauf zu antworten. Erstens:



#### **ZUR PERSON Eleonore Lappin**

Eleonore Lappin, 1951 in Wien geboren, studierte deutsche, englische und vergleichende Literaturwissenschaften in den USA und Israel. Sie unterrichtete an den Universitäten Tel Aviv, Jerusalem, Graz und Innsbruck. Seit 1989 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der Juden in Österreich, hat u. a. Bücher und Artikel zur Verfolgung österreichischer und ungarischer Juden in der NS-Zeit publiziert. Sie ist Gründungsmitglied und Vizepräsidentin der jüdischen Gemeinde Or Chadash.

Der Film war von Frauen gemacht, die ausgestiegen und entsprechend verbittert sind. Zweitens: Ja, es gibt arrangierte Ehen und Frauen, die sich unter Zwang fühlen. Aber: Viele machen es freiwillig. Viele sind daran gewöhnt. Für viele bietet es Sicherheit. Man muss sich diesen Vorurteilen stellen. Dann kann man mit den Leuten reden. Ich denke mir: „So ein Glück, dass die Leute zu mir gekommen sind. Dass sich die Vorurteile nicht verfestigten. Dass sie Dampf ablassen konnten.“ Diese Damen kommen vielleicht ein Jahr später wieder und sind reizend. Mit diesen Problemen haben viele zu tun, die sich im interreligiösen Dialog engagieren.

#### **Sehen Sie im Lauf der Jahrzehnte eine Verbesserung?**

Ich sehe eine Entkrampfung. Es gibt heute ein größeres Wissen und Interesse. Wirklich neu ist das verstärkte muslimische Interesse am Dialog und Judentum. Da ist noch viel Arbeit zu tun, aber es ist gut, dass es da ist. Ich bin zutiefst überzeugt, dass wir in Österreich glücklich sein müssen, dass wir eine sehr moderate muslimische Vertretung haben. Wenn ich mir anschau, was sich in Großbritannien abspielt, haben wir hier unglaubliches Glück mit unseren Muslimen. Wenn diese Interesse am Dialog zeigen, ist das eine Chance, die genutzt werden muss. Das halte ich auch für eine Sicherheitsfrage für uns Juden.

#### **Wenn Sie sich etwas für Ihre Arbeit wünschen dürften, was wäre das?**

Ich hätte gerne mehr jüdische Unterstützung. Es ergeben sich immer wieder neue Aspekte und Fragen. Es wäre gut, wenn man mehr Gedankenaustausch, Feedback hätte. Und mehr Leute, die sich engagieren.

#### **Wie ist in der Israelitischen Kultusgemeinde die Resonanz auf Ihre Arbeit?**

Noch weniger! Für das Bezirksforum bin ich die Vertretung von Or Chadash. Für mich persönlich ist es wichtig, auch Mitglied der Kultusgemeinde zu sein. Daher weiß ich, wie der Mainstream reagiert. Wenn ich mich äußere, bemühe ich mich, mich im Sinne des Mainstreams zu äußern. Wenn es zu Besuchen kommt, lernen die Leute Or Chadash kennen, also das liberale Judentum. Wenn sie das orthodoxe Judentum kennenlernen wollen, schicke ich sie zu den Synagogenführungen in der Seitenstettengasse. Und es gibt Dinge, wo ich an den Oberrabbiner Eisenberg verweise. Ich laviere ein bisschen. Ich möchte ja nicht das liberale Judentum vertreten, sondern das Judentum in Wien. Das halte ich für eine gewisse Verantwortung. Natürlich: Niemand ist ganz objektiv.



## Die mutigen Tabu-Brecher

Das Nachrichtenmagazin profil hebt die „Israel-Lobby“ aufs Cover, der Artikel dazu steckt voller Anspielungen und Unterschwelligkeiten. Ob die „saudische Lobby“ demnächst auch so prominent gecouvert wird?

VON EVA MENASSE

**E**s ist das Bedürfnis von Kindern, unerlässlich für ihre geistige Entwicklung: an das Verbotene zu rühren, um zu sehen, wo Mama und Papa die Grenzen setzen. Wenn Erwachsene in sich selbst keine hinreichenden moralischen Richtlinien finden und eine Reaktion von außen provozieren wollen, dann tun sie das auch. Sie spielen infantil mit dem vermeintlichen Tabu.

Mit dem vermeintlichen Tabu: Natürlich existieren Tabus auch in unserer scheinbar so tabulosen Gesellschaft, aber da sie eben Tabus sind, werden sie nicht oder kaum

berührt. Definitiv kein Tabu ist es, bestimmte Juden, Israel oder die israelische Politik zu kritisieren, auch wenn die Antisemiten, Rassisten und die, die es noch werden wollen, das ständig behaupten.

Im November erschien die Schweizer „Weltwoche“ mit folgendem Titelblatt: Zwei nackte Babys, eines weiß, eines schwarz, sitzen nebeneinander. Das schwarze streckt das Händchen aus, als wollte es Kontakt aufnehmen, das weiße schaut aber grimmig. Darunter steht: „Wer ist intelligenter? Gelb schlägt Weiß, Weiß schlägt Schwarz“. Im



© FOTOCLIP COLLECTION

Blattinneren dann ein Artikel, der, wenn man ihn zu Ende gelesen hat, folgendes Ergebnis bringt: Alles nur Datenmaterial, statistische Spielerei, die Menschen in Schwarzafrika schneiden zwar bei den im Westen entwickelten Intelligenztests traditionell am schlechtesten ab, aber dass das mit Lebensumständen und Bildung zu tun hat, zeigt sich schon daran, dass die Schwarzen in den USA deutlich besser sind. Und zum Erfolg im Leben, so klingt der Artikel augenzwinkernd aus, verhält sich ein hoher IQ beinahe umgekehrt proportional: Überraschend viele Akademiker können nicht mit Geld umgehen, sind

Im September titelte das „profil“ mit „Warum ist Israel so mächtig?“



bankrott, verschuldet oder haben zumindest schon oft vergessen, ihre Rechnungen zu bezahlen. Wie gesagt, das ist der faktische Suktus des Textes. Gelegentlich schlägt er zwar hin auf die „Linken“ und politisch Korrekten, die solche Wissenschaft angeblich am liebsten verbieten wollen. Aber insgesamt dementiert der ganze, sachlich geschriebene Artikel im Heft eher die kindische Provokation des Titelblattes, die mit den Emotionen, der Empörung der Moral einerseits und der Zustimmung der Rassisten andererseits spielt.

Nun gut, wird man einwenden, die Schweizer „Weltwoche“ ist mit dem neuen Eigentümer und Chefredakteur bekanntlich nach rechts gerückt, also ist nichts anderes zu erwarten.

Dem halte ich das „profil“ vom 10. September entgegen. Vor dem Hintergrund der israelischen Fahne die dicken roten Lettern: „Warum ist Israel so mächtig?“ Und ganz klein und weiß darunter: „Sind es starke Lobbys in den USA – oder bloß antisemitische Vorurteile?“

Diese Schlagzeile muss man sich zu Gemüte führen: „Warum ist Israel so mächtig?“ enthält in der Frage bereits eine Tatsachenbehauptung, nämlich dass Israel erwiesenermaßen „so“, also sehr, mächtig ist, und fragt nun nach den Gründen dafür. Das kann, im Kleingedruckten, dann

Robert Misik schien, als mit einer Jüdin verheirateter Linksintellektueller, für dieses Thema wohl der ideale Autor zu sein.



aber nicht gleichzeitig „bloß“ ein Vorurteil sein, denn ein Vorurteil zeichnet sich ja dadurch aus, nicht durch Fakten gedeckt zu sein.

Das ist nun nicht einfach schlechte Sprache, sondern Programm. Der ganze Artikel, geschrieben von Robert Misik, der, als mit einer Jüdin verheirateter Linksintellektueller, für dieses Thema wohl der ideale Autor schien, transportiert genau diese unterschwellige Botschaft: Israel ist „mächtig“ (die Frage des Covers wird innen auch als Titel verwendet), und darüber zu reden muss bitteschön – in Klammer: endlich – erlaubt sein, was es, in Klammer, bisher nicht war. Also bedient er klar die üblichen Ressentiments, die antisemitisch zu nennen wir uns getrost ersparen können.

Fangen wir unsere Untersuchung, wie bei der „Weltwoche“, von hinten an. Wenn ein besonders aufmerksamer, kritischer Leser diesen Artikel mitsamt allen Kästen und Interviews gelesen hat, verfügt er zwar über wenige überraschende Neuigkeiten, aber, immerhin, über eine halbwegs faire Faktenlage. Fassen wir sie zusammen: Es gibt in den USA Lobbys, die für Israel arbeiten. Sie bedienen sich dabei auch höchst unfeiner Mittel.

Diese Lobbys machen sich wichtig und nennen sich mächtig, sind aber, verglichen etwa mit den arabischen Lobbys, finanziell lächerlich schwach. Sie sind rechts, diese Israel-Lobbyisten, und es sind beileibe nicht nur Juden darunter, sondern auch christliche Fundamentalisten, die für ihre ersehnte Apokalypse unbedingt die sündhaften Juden brauchen, sonst klappt am jüngsten Tag ihr Erlösungsszenario nicht. Von der Mehrzahl der amerikanischen Juden unterscheiden sich diese Lobbyisten eminent, weil die amerikanischen Juden grosso modo nämlich linksliberal und absolut Anti-Bush sind. Weil Bush ein rechter Typ ist, der in Holzhammerkategorien denkt, haben die Lobbyisten in den letzten Jahren erheblich an Einfluss gewonnen, was schade ist, weil das einem Frieden in der Region entgegengewirkt haben könnte, das jedenfalls ist die Meinung der Autoren des Buchs „Die Israel-Lobby“ und offenbar auch des „profil“.

Diese Fakten rechtfertigen aber in nichts den Wind, den der Artikel macht, bis er, spät und erschöpft, endlich zu ihnen kommt. Es geht ihm nämlich vor allem darum, was man angeblich nicht sagen darf, weil man sonst „mundtot“

gemacht wird, sich jetzt aber in einer Aufwallung beispiellosen Mutes doch zu sagen entschlossen hat. Im Gegensatz zur „Weltwoche“, die ihr Schwarz-Weiß-Thema selbst entdeckt und immerhin sehr breit recherchiert hat, versteckt sich „profil“ fast völlig hinter den Thesen des Buchs „Die Israel-Lobby“ von John Mearsheimer und Stephen Walt. Zur Rechtfertigung der eigenen Aufregung muss man dieses Buch erst groß schreiben. Schon die ersten Sätze vibrieren daher vor Erregung: „Noch selten wurde ein Buch derart nervös erwartet. Es war ein angekündigter Skandal ... nach Monaten größter Geheimhaltung ...“ Und so weiter. Abgesehen davon, dass die Memoiren von Monica Lewinsky bestimmt noch viel nervöser erwartet wurden und sich andere Bücher finden ließen, die dieses grandiose „noch selten“ widerlegen könnten, setzt sofort, in der Sprache des Ressentiments, die Attacke auf eine erst diffus bleibende Gruppe, genannt die „jüdischen Organisationen“, ein. „Mit dem Argument, die Autoren seien von Judenfeindschaft motiviert, lässt sich die Sache nicht mehr unter den Teppich kehren.“ „Nicht mehr“ heißt: Es wurde schon zu viel unter den Teppich gekehrt, aber damit ist jetzt Schluss. Gleich der nächste Satz beginnt mit: „Zu oft haben jüdische Organisationen den Antisemitismus-Vorwurf ... gegen Kritiker ... vorgetragen.“ „Zu oft“ heißt ebenfalls: Jetzt ist es genug, wir lassen uns das nicht mehr gefallen. Nächster Satz: „Sogar der Ex-US-Präsident und Friedensnobelpreisträger Jimmy Carter musste sich des Antisemitismus zeihen lassen ...“ „Sogar“ heißt: Wenn die Juden jetzt noch die angreifen, die wir aus bestimmten Gründen (Friedensnobelpreis!) für sakrosankt erklären, dann ist das quasi eine Verdoppelung des „zu oft“ von vorhin, also: eine Frechheit, eine Anmaßung, etwas, das nach einer harten Antwort verlangt. Diese drei Sätze (nicht mehr – zu oft – sogar) stehen direkt hintereinander, bilden also, nach den Gesetzen der Rhetorik, eine Steigerungs- und Überzeugungskette, ein Hämmern des Arguments.

Nachdem dem Leser auf diese Weise klargemacht worden ist, warum er Sympathien für diese beiden Buchautoren haben sollte, die todesmutig gegen den jüdischen Maulkorberlass aufbegehren, werden einige Absätze lang die Thesen des Buchs referiert, die sich, wie gesagt, im Kern um den Einfluss der Israel-Lobby in Washington und die Fehler der US-Nahostpolitik drehen.

Und dann kommt die Stelle des Artikels, wo seine Tendenz noch einmal geradezu rührend, wie auf dem Silbertablett, präsentiert wird. Nach den einleitenden Worten „Faktum ist:“ referiert Misik im Indikativ Umstände, die in der Logik des Artikels gegen Israel sprechen oder zumindest belegen, was für ein eminent bevorzugtes Land es ist: Wie viel Geld es von den USA bekommt,

## In dem Moment, wo „den Juden“ eine kollektive Besonderheit unterstellt und im selben Atemzug empört abgesprochen wird, befinden wir uns im Vorzimmer des Antisemitismus.

dass es, anders als andere Länder, dafür keine Rechenschaft ablegen muss, dass es die USA waren, die das „israelische Militär endgültig zur mächtigsten Armee des Nahen Ostens aufrüsteten“. Es ist unschwer zu erkennen, dass Misik diese Argumente zum Teil direkt aus dem besprochenen Buch bezieht, wenn er endet: „Israelische Politiker geben gelegentlich mit ihrem Einfluss in Washington an.“

Auf den Fuß und in gleicher Länge folgen die Gegenargumente. Sie aber sind alle im Konjunktiv! „Der Einfluss der Lobby werde hoffnungslos übertrieben ... sie habe sechs Millionen Dollar an Politiker überwiesen, die Öllobby dagegen habe 25 Millionen ... Und trotz der angeblichen Macht der Israel-Lobby habe das US-Präsidenten nie daran gehindert, sich über deren Wünsche hinwegzusetzen ...“ Und so weiter, einen ganzen Absatz lang. Das heißt: Das sagen die Juden zwar, aber stimmen muss es nicht. Während die „Faktum ist“-Fakten natürlich stimmen.

Erst ganz am Ende des Artikels, in einer plötzlich viel unaufregteren, sachlichen Sprache, kommen sehr kurz die interessantesten Aspekte zur Sprache, etwa über die Kluft zwischen den Lobbyisten und der linksliberalen Mehrheit der amerikanischen Juden. Da hat, wie beim Fernsehen, eine erhebliche Anzahl von Lesern bestimmt schon abgeschaltet. Dabei gäbe es da noch den herrlichen Satz: „Antisemiten, die fest von der Weltmacht der Juden überzeugt sind, werden bei näherer Betrachtung der Sache jedenfalls kaum Indizien für ihre Vorurteile finden“ – das hätte, nur zum Beispiel, ja auch ganz am Anfang des Artikels stehen können. Aber dann hätte man all die interessierten Antisemiten unter den österreichischen Lesern zu früh abgeschreckt – oder ist das zu polemisch? Interessant ist er doch, der Gebrauch dieses Satzes erst im letzten Moment.

Wir hätten den Misik-Artikel gar nicht so genau analysieren müssen und er hätte genauso gut ein seriöserer, ein weniger unterschwelliger Text sein können. Als Beweis genügt allein die Anmutung von Titelblatt und Schlagzeile, ja die Tatsache, dass das eine Titelgeschichte werden konnte: Hier wird, lustvoll und mit roten Ohren, mit den vermeintlichen Tabus gespielt. Man erfindet böse Autoritäten (die Juden, die Linken, die politisch Korrekten), während man auf diffuse Weise offenbar gute Autoritäten ersehnt. Solange die nicht kommen, wird man destruktiv

tobend und gegen das aufbegehren, was man bisher, angeblich „von oben“, beigebracht bekommen hat. Ein bisschen erinnert die Attitüde an Jugendliche, die ihre erste Party allein feiern und endlich mal mit den Fingern essen, aus der Flasche trinken und rülpsen können.

Und so verhält sich leider nicht nur das „profil“, so verhält sich nicht nur die „Weltwoche“, es ist, fürchte ich, unsere Zeit, die ein Adoleszenzproblem hat. Krieg und Shoah sind schon lange her, inzwischen stürzt man sich, siehe das aktuelle Buch des „Bild“-Chefredakteurs Kai Diekmann, auf die Achtundsechziger als die Quelle all dessen, wogegen es sich aufzulehnen lohnt. Obwohl vieles radikal schiefgelaufen und in Terrorismus und blanken Antisemitismus abgedriftet ist, obwohl manche Achtundsechziger bis heute ideologisch in absurdem Maß verhärtet sind – die Lehre dieses wütenden Aufbegehrens gegen die Kriegs- und Tätergeneration war doch: Wir sind selber erwachsen, wir können selber denken. Aber genau diese Lehre scheint derzeit, auf eine merkwürdig verspielte, unernste Weise der Revision unterzogen.

Einige unheilbare Krankheiten wie Alzheimer können nur per Ausschlussverfahren diagnostiziert werden. Auch beim Antisemitismus – der ja bekanntlich nicht erst da beginnt, wo Juden körperlich angegriffen werden – hilft dieses Verfahren oft weiter. Wäre ein „aufsehenerregendes Buch“ über den Einfluss der saudischen Lobby in Washington dem „profil“ auch eine Titelgeschichte wert gewesen? Hätte es ein solches Buch überhaupt als Geschichte ins „profil“ geschafft? In dem Moment, wo „den Juden“ eine kollektive Besonderheit erst unterstellt und im selben Atemzug empört abgesprochen wird, befinden wir uns bereits im Vorzimmer des Antisemitismus. Oder, wunderschön und todtraurig mit dem Schriftsteller Robert Neumann gesagt: „Wir wollen keine Sonderbehandlung – nicht die Himmlersche noch die aus dem edelsten schlechten Gewissen geborene, die uns wie rohe Eier behandeln und in Gold fassen wollte. Das einzige Recht, das ich für uns in Anspruch zu nehmen willens war, war das Recht auf unsere Sünden: falsch zu parken wie jene anderen; nachher den müdegefahrenen Wagen samt seinen heimlichen Mängeln einem unglückseligen Käufer anzudrehen; nachts auf der Straße betrunken zu randalieren, oder sogar Raub und Totschlag zu begehen wie jene anderen – und trotzdem von jenen anderen bloß zu hören: der Meier hat es getan; nicht der Jude Meier hat es getan.“



### ZUR PERSON Eva Menasse

Eva Menasse, ehemalige Redakteurin des „profil“ und der „Frankfurter Allgemeinen“, lebt heute als freie Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien ihr Roman „Vienna“, der die Geschichte einer halb jüdischen, halb christlichen Wiener Familie erzählt.

# Ein Grätzl begehrt auf

Straßennamen dienen nicht nur der Post und den Taxis. Sie sind ein Medium der Geschichtspolitik. Im Leopoldstädter Stuwerviertel kämpft ein Bürgerkomitee gegen die Ehrung eines Antisemiten. Und um den Charakter eines Grätzels.

VON BERTHOLD MOLDEN



Viel Applaus für eine Aktion ...

Im Stuwerviertel, zwischen der Venediger Au und dem Max-Winter-Platz, gibt es eine Straße, die seit 1906 nach Johann Ignaz Arnezhof benannt ist. Die Webseite der Stadt Wien weiß dazu: „gest. 1679, Pfarrer, Kommissär zur Ordnung israelitischer Angelegenheiten nach Schließung des Leopoldstädter Ghettos“. Das ist eine sanfte Umschreibung, in der das amtsdeutsche Wort „Vertreibung“ durch „Ordnung“ ersetzt, eine sprachliche Bürokratisierung der Judenverfolgung, die in einer grauenvollen Tradition steht. Denn dass Arnezhof sich in der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung von der Insel (Insel „Im Werd“, der spätere 2. Wiener Gemeindebezirk) 1670 durch Bischof Kolonitz hervortat und dafür mit der ersten Pfarre in diesem Bezirk belohnt wurde, ist nichts Neues. Aus der Kulturgeographie wissen

wir, dass natürlicher Raum erst durch das Handeln und vor allem durch das Denken der Menschen jene Bedeutung erhält, durch deren Zuschreibung unsere Weltvorstellung geformt wird. Der Kahlenberg etwa wäre nicht, was er ist, ohne die Weinberge und ohne die Erinnerung an Sobieskis gewagten Ritt gegen die osmanische Belagerungsarmee 1683. Kulturelle Praxis und historisches Gedächtnis strukturieren unseren Lebensraum, insbesondere in der Stadt, in der sie die natürlichen Gegebenheiten fast völlig überlagern. Die Zivilisation will ein so wichtiges Feld nicht der Willkür überlassen und hat das Kollektiv, vertreten durch das Amt, mit seiner Verwaltung beauftragt.

**„Die Politik will nicht, dass sich Bürger die Taufhoheit über den öffentlichen Raum aneignen.“**

In Österreich ist spätestens seit dem großen Aufräumer Joseph II. auch dieser Bereich der symbolischen Ordnung der Welt (Benennung und Nummerierung) fest in amtlicher Hand. In Wien führt der Amtsweg von der Einbringung eines Vorschlags bei der zuständigen

Bezirksvorstehung über eine Debatte in der lokalen Kulturkommission bis zur Entscheidung durch die Kulturabteilung, liebevoll MA 7 genannt. Auf diesem Wege entscheidet die Öffentlichkeit, welche Honoratioren geehrt werden – und jüngst auch, welches Opfer des Nationalsozialismus gedacht wird. Was aber, wenn sich Fehler und Paradoxa in diese Politik einschleichen? Wenn Straßen etwa nach Austrofaschisten und Antisemiten benannt sind? Und was gar, wenn Bürger dagegen Einspruch erheben?

Das Beispiel der Arnezhofstraße zeigt: Wenn Anrainer versuchen, das bürokratische Monopol der Platz- und Straßenbenennung zu brechen und sich die Taufhoheit über den öffentlichen Raum anzueignen, wird das von den zuständigen Kulturbeamten als Einmischung betrachtet. Eigentlich war es eine Aktion der Künstlerin Tanja Boukal, unterstützt von einer Gruppe von Bürgern des Grätzels, die die Forderung wieder aufbrachte, die Gasse neu zu beschildern. In einer Kunstaktion am 20. April dieses Jahres benannte sie kurzerhand die Straße um: Statt an den Antisemiten Arnezhof erinnerte sie nun an die jüdische Widerstandskämpferin Selma Steinmetz.

Diese – geboren 1906, im selben Jahr, als die Straße ihren amtlichen Namen bekam; im selben Jahr auch, als Hitler nach Wien zog und von Lueger und Schönerer mehr als nur antisemitische Straßenbenennung lernte – wurde als Widerstandskämpferin in der Travail Antiallemand im Juni 1944 in Südfrankreich von der Gestapo verhaftet. Sie überlebte und kehrte nach Wien zurück, wo sie in den folgenden Jahrzehnten wesentlich am Auf- und Ausbau des DÖW beteiligt war, ihr Engagement dort endete erst mit ihrem Tod im Jahr 1979.

Die Umbenennungsaktion wurde im Rahmen eines Straßenfestes aufgezogen und von zahlreichen Anrainern unterstützt. Claudia Dietl, Architekturphilosophin und Bewohnerin der Straße, wurde zwar mit antisemitischen Schmierereien bedacht, und in der Veranstaltungsinitiative Q202 kam es zu Auseinandersetzungen darüber, ob Kunst mit politischem Hintergrund wünschenswert sei. Dennoch überwog bei weitem der Zuspruch. In der Folge hat sich aus dem Kreise jener, die Boukals Idee unterstützten, ein informelles, dafür aber umso aktiveres Komitee gegründet, das mittlerweile auch über eine improvisierte Website ([www.stuwerkomitee.at](http://www.stuwerkomitee.at)) verfügt. Die Plattform ohne parteipolitische Anbindung vereint bereits einige Dutzend engagierte Anrainer.

Das Komitee tritt nun in der Leopoldstädter Kulturkommission für die Umbenennung des Gässchens in Selma-Steinmetz-Straße ein, gegen den Widerstand der (rot gefärbten) politischen Mehrheit und mit Unterstützung der grünen Fraktion. Der skeptische Tenor der Bezirkspolitik: „Dann müsste man ja alles umbenennen, eigentlich den ganzen Bezirk, denn Leopold I. war ja auch kein Philosemit.“ Ziviles Engagement ist der ordnungshütenden Bürokratie und Lokalpolitik eben nicht immer angenehm.



... die von den Bürgern ausgeht und der Politik nicht behagt

Was als Ad-hoc-Aktion für eine Straßenumbenennung begann, hat sich inzwischen zu einer größeren Initiative erweitert, die auch die anderen problematischen Lokalthemen aufgreift: den Umgang mit den Prostituierten des Rotlichtviertels etwa, vor allem jedoch die schleichende, aber mächtige Gentrifizierung, also Verbürgerlichung, des Grätzels. Mit dem Bau der U-Bahn und der Messe wurde eine Strukturveränderung eingeleitet, an deren Ende die stark migrantische und ökonomisch oft schwache Bevölkerung des Bezirks von schicken Besserverdienenden verdrängt werden könnte – wie es auch schon im Karmeliterviertel passierte. Im Stuwerviertel sind erste Anzeichen wie die Schließung eines Kinderbads – Abkehr von klas-

sischen Projekten des Roten Wien zugunsten einer Förderung des Wohlstandsbürgertums – bereits bemerkbar.

Bleiben also problematische Straßennamen erhalten, während Bevölkerung und Charakter des Grätzels ausgetauscht werden? Oder umgekehrt? Vielleicht gelingt es, der Wirkungsmacht des Josephinischen Grundsatzes „Nichts durch das Volk!“ ein Gegenbeispiel erfolgreichen Engagements entgegenzusetzen. Das könnte gerade im Stuwerviertel, wo Vergangenheit und Gegenwart über das Thema der Ausgrenzung verbunden sind, spannende Folgen haben.



#### ZUR PERSON Berthold Molden

Berthold Molden ist Historiker mit Interesse an geschichtspolitischen Fragen, er wohnt selbst im Stuwerviertel.

# Eine Resolution, die Israel zum Sündenbock macht

WIZO steht für „Women's International Zionist Organisation“. NU traf Eva-Hava Bugajer, Präsidentin von WIZO Österreich, und sprach mit ihr über ihr Engagement und ihr Erlebnis eines „Israel-Bashing“ bei der UN-Frauenkonferenz.

VON KATJA SINDEMANN

**E**va-Hava Bugajer (68) ist seit drei Jahren Präsidentin von WIZO Österreich, der hiesigen Landesgruppe der Women's International Zionist Organisation. Deren Anliegen ist es, Frauen und Kinder in Israel zu unterstützen und zu fördern. Etwa in Form von Berufsschulen für Frauen, Kindertagesstätten, (Kunst- und Musik-)Schulen, Notruftelefonen, Heimen für misshandelte Frauen oder Mädchen in Not, Senioren- und Jugendklubs, Ferienlagern und Kinderdörfern. In Israel gibt es mittlerweile über 600 solcher Institutionen. Die verschiedenen Ländersektionen unterstützen die Projekte durch Spenden, die sie bei Charity-Aktionen, Veranstaltungen und Sponsoren einnehmen. So unterhält WIZO Österreich drei Kindertagesheime in Israel: Reparaturen werden finanziert, Spielplätze adaptiert und die Heimplätze von 200 Kindern bezahlt. „Wichtig ist das Prinzip der Solidarität und der Chancengleichheit“, erläutert Eva-Hava Bugajer. „WIZO bezahlt einen Teil des Schulgeldes für Kinder aus sozial schwachen Familien. Es wird darauf geachtet, dass die Mischung der Kinder im richtigen Verhältnis steht. So wird nie mehr als ein Drittel Sozialfälle, ein Drittel Kinder aus Einwandererfamilien oder ein Drittel

äthiopischer Juden aufgenommen.“ Die Präsidentin betont, dass die Institutionen allen Staatsbürgern Israels offen stehen, ungeachtet ihrer Religion. „In einer Musikschule in einem Dorf in Israel werden jüdische und arabische Kinder gemeinsam unterrichtet. Und bei einem Angriff im Norden Israels im Sommer 2006 wurden die arabischen Kinder genauso evakuiert wie die jüdischen.“

WIZO, deren Hauptsitz in Tel Aviv ist, zählt heute 250.000 Mitglieder in insgesamt 52 Ländern der Erde. Die Anfänge liegen über 85 Jahre zurück: 1920 wurde WIZO in London von Lady Rebecca Sieff und anderen Frauen aus dem Umfeld von Chaim Weizmann gegründet. Damals war die zionistische Bewegung im Begriff, Palästina als „nationale Heimstätte für das jüdische Volk“ zu entwickeln. Die Auswanderung von Juden aus Europa wurde unterstützt; wirtschaftliche, soziale und institutionelle Strukturen in Palästina wurden aufgebaut. Engagierte, emanzipierte Jüdinnen wollten dazu ihren Beitrag

Bei der Aktion „Sponsor a child“ in Wien wurde BAWAG-General Nowotny für seine Verdienste um WIZO geehrt



leisten. WIZO wollte die wirtschaftliche und soziale Situation jüdischer Frauen in Palästina verbessern. Beispielsweise waren viele ausgewanderte Frauen ohne den Rückhalt und die Unterstützung einer Familie.

In Wien hatte sich schon 1903 eine Zionistische Frauenorganisation etabliert. Ab 1921 entstanden in Österreich mehrere WIZO-Gruppen, die 1928 bereits 3.000 Mitglieder umfassten. Deren Aufgabe war, Spenden für die Aufbauarbeit in Palästina zu sammeln sowie Hebräisch-Kurse und kulturelle Aktivitäten anzubieten. „1938 wurde WIZO Österreich aufgelöst“, erklärt Rita Dauber, langjährige WIZO-Vorsitzende. „Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie wieder neu gegründet. Heute haben wir an die 600 Mitglieder.“ Damals wie heute geht es

on the Status of Women“ im Frühjahr 2007 dabei. Der Schwerpunkt der heurigen Tagung lag auf dem Thema „Die Lage junger Mädchen: ihre Rechte und die Verletzung dieser“. Verschiedene Resolutionen wurden besprochen und verabschiedet, etwa zur Zwangsverheiratung von Mädchen oder zur weiblichen

Resolution zur Situation palästinensischer Frauen : „Die palästinensische Sprecherin betonte in ihrer Rede, dass die Palästinenserinnen leiden, weil sie von israelischen Männern misshandelt würden. Wegen Israel seien die Frauen arm. Wegen Israel könnten die Mädchen nicht zur Schule gehen.“ Die Präsidentin ist entrüstet: „Andere Ursachen wurden gar nicht erst genannt. So wurde kein Wort der Kritik an der palästinensischen Machogesellschaft geübt, in der nach wie vor Ehrenmorde stattfinden. Stattdessen wird in der Resolution Israel als alleiniger Sündenbock für das Leid palästinensischer Frauen dargestellt.“

Bugajer äußert den Verdacht, dass hier ein politisches Exempel statuiert wurde: „Als einziges Land weltweit wurde Israel verurteilt. Die Kriegsparteien in anderen Krisengebieten der Erde, etwa in Dafur, wurden hingegen nicht kritisiert.“

Für die WIZO-Vertreterin stellte vor allem die Abstimmung selbst eine bedrückende Erfahrung dar: „Als es zur Abstimmung ging, strömten auf einmal 50 bis 60 Leute in den Saal, die vorher nicht da waren. Die ganze Anzeigentafel bedeckte sich mit grünen Zeichen der Zustimmung. In der Luft lag eine feindliche Atmosphäre, so dass mir als Jüdin unheimlich wurde.“ Die Schlussfolgerung der Präsidentin lautet: „Die Sache der Frauen wurde politisch missbraucht. Kein anderes Land außer Israel wurde einzeln verurteilt. Israel stand international isoliert da. Die Resolution hat immerhin ein moralisch-ethisches Gewicht.“ Lediglich Kanada und die USA haben gegen die Resolution gestimmt.

Entsetzt hat die Österreicherin auch, dass europäische Staaten wie Großbritannien, Deutschland, Holland, Belgien oder Ungarn dafür stimmten. In Briefen an die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel sowie Benita Ferrero-Waldner als Mitglied der Europäischen Kommission verlieh sie ihrer Betroffenheit Ausdruck. Die Antworten aus Berlin und Brüssel waren freundlich, aber nichtssagend: die Resolution habe primär humanitären Charakter; die EU mache ihre tiefe Besorgnis über die Lage aller Frauen in Konfliktgebieten deutlich; die Zustimmung präjudiziere nichts.



**BAWAG-General Ewald Nowotny und WIZO-Präsidentin Eva-Hava Bugajer (oben), Rita Dauber (links)**



um die finanzielle Unterstützung karitativer Projekte. So wurde im Rahmen der Aktion „Sponsor a child“ der bekannte Journalist und SPIEGEL-Autor Henryk M. Broder zu einem Vortrag eingeladen. „Weiters haben wir BAWAG-Generaldirektor Ewald Nowotny für seine Unterstützung geehrt.“

Mittlerweile ist WIZO als NGO (Non-Governmental Organisation) bei den Vereinten Nationen anerkannt und hat Beraterstatus im Wirtschafts- und Sozialrat der UN und bei UNICEF. Eva-Hava Bugajer war als beauftragte WIZO-Vertreterin erstmals bei der 51. UN-Konferenz der „Commission

Genitalbeschneidung. Bugajer hatte allerdings in den Sitzungen den Eindruck, dass nicht alle Sprecher die Situation junger Frauen in ihrem Heimatland objektiv wiedergeben. „Von Seiten moslemischer Staaten wurde Propaganda betrieben. So behauptete der ägyptische Vertreter, in seiner Heimat sei alles wunderbar, alle Mädchen könnten zur Schule gehen. Der Sprecher Saudi-Arabiens schwärmte von gemischten Schulen in seinem Land. Malaysia verwies auf sein muslimisches Schulsystem und erklärte, wie gut es den Frauen in der islamischen Welt gehe.“ Detail am Rande: Die WIZO-Vertreterin wurde dem europäischen Block zugeordnet, weil der muslimische Block sie nicht bei sich haben wollte.

Besonders empört hat Bugajer jedoch die Verabschiedung einer





## ZUR PERSON Ruth Westheimer

Ruth Westheimer, geb. Siegel. 1928 in Frankfurt geboren, wurde mit 10 Jahren von ihren jüdisch-orthodoxen Eltern mit einem Kindertransport in die Schweiz geschickt, ihre Eltern wurden in Auschwitz ermordet. Nach dem Krieg ging sie nach Israel, kämpfte in der Haganah und wurde 1948 verwundet. An der Sorbonne in Paris studierte sie Psychologie. 1956 beendete sie ihr Soziologie-Studium an der Columbia Universität mit dem Doktorat. 1980 bekam sie eine landesweite Radio-Sendung „Sexually Speaking“, in der sie unbefangene Ratschläge für ein gutes Sex-Leben gibt. Hunderttausende haben bei ihr angerufen. Sie unterrichtet bis heute an den besten US-Universitäten: Harvard, Princeton und Yale. Als „Dr. Ruth“ kennt sie in den USA jeder. Ihr neuestes Buch „Die Sprache der Musik“ ist gerade im Gryphon Verlag, München, erschienen. UND: „Vergessen Sie ja nicht zu erwähnen, dass ich regelmäßig eine Kolumne ‚Von Tisch und Bett‘ in der Jüdischen Allgemeinen Zeitung schreibe.“

# Das Gras beim Nachbarn ist auch nicht grüner ...

Die Sexualtherapeutin Ruth Westheimer über jüdische und nichtjüdische Liebesprobleme, Freuds Fehleinschätzungen und ihr schwieriges Verhältnis zu Deutschland.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND MONIQUE STAUDER (FOTOS)

**1** Meter 40 konzentrierter Sex. So beschreibt sich Dr. Ruth Westheimer – in Anspielung auf ihre Körpergröße – gern selbst. Sie ist die wohl bekannteste Sexualtherapeutin der USA, stammt aus einem sehr orthodoxen Elternhaus in Frankfurt, ist die einzige Überlebende ihrer Familie. Sie hat 32 Bücher geschrieben – ihr neuestes hat sie gerade auf Deutsch bei der Frankfurter Buchmesse vorgestellt. Fast 80, ist sie kein bisschen müde – im Gegenteil. NU traf Westheimer in New York.

**NU: Als Sie vor 30 Jahren begonnen haben, waren Sie eine Pionierin. Heute spricht man in jeder Talkshow über Sex, in jeder zweiten Fernsehserie dreht sich alles darum. Ist das Thema schon ausgereizt?**

**Ruth Westheimer:** Nein, auf keinen Fall. Schauen Sie, ich komme gerade von einer meiner wöchentlichen Fernsehsendungen, „Retirement Living“ für Leute über 50, da gebe ich Tipps, gleichzeitig habe ich ein Programm auf MTV. Es stimmt, dass man offener über Sex spricht, man weiß heute mehr über den Körper, es gibt viel mehr Studien zum Thema. Aber man braucht noch immer genauso viele Sexualtherapeuten wie damals. Dennoch haben wir viel erreicht. Auf dem Weg zum Interview mit Ihnen



Ruth Westheimer mit NU-Autorin Danielle Spera in New York

hat mich eine Frau angesprochen und sich bei mir bedankt, weil sie durch meine Radiosendung ein viel besseres Sexleben hat. Das Thema ist zwar jetzt überall präsent, mir wird es aber noch immer nicht langweilig. Bei mir merkt man sofort, ob ich mit Leib und Seele dabei bin oder nicht. Seit vier Jahren unterrichte ich in Princeton zum Thema „Die jüdische Familie“, in Yale unterrichte ich sogar gemeinsam mit einem Rabbiner.

**Haben jüdische Paare andere Probleme als nichtjüdische?**

Nein, keine anderen Probleme,

aber die religiösen Juden haben andere Gebräuche. Denken Sie an die Gesetze der Reinheit. Fast zwei Wochen Enthaltbarkeit! Wenn sie sich wirklich gerne haben, dann müssen sie ja danach Lust auf Sex haben. Immer wieder werde ich gefragt, ob religiöse Juden besseren Sex haben. Meine Antwort ist, wenn die Verbindung beim Paar eine gute ist, dann klappt auch das wunderbar. Die Probleme von jüdischen Müttern sind die gleichen wie die von italienischen Müttern, oder wem auch immer. Aber es ist wichtig, dass jemand, der die



„Unsere Weisen haben gesagt, wenn der Penis erigiert ist, dann fliegt das Gehirn aus dem Kopf. Das gilt aber auch für Frauen, wenn sie erregt sind.“

Gesetze kennt, darüber spricht. Ich bin nicht orthodox, aber sehr jüdisch. Mein Buch „Heavenly Sex“ beschreibt all das.

**Wie sind Sie denn auf diesen Titel gekommen: Himmlischer Sex?**

Weil Sex einfach himmlisch ist und im Judentum Sex auch von „oben“ genehmigt ist. Spaß beiseite, in der jüdischen Tradition war Sex nie etwas Verbotenes, im Gegenteil! Jeder Mann muss seine Frau befriedigen.

**Die Offenheit heute, dass man ständig mit Sex konfrontiert ist, wird von vielen kritisiert, auch von orthodoxen Rabbinern.**

Ich diskutiere nicht mit Orthodoxen – nächste Frage.

**Die Gemeinden schrumpfen, Mischen werden als Gefahr gesehen, wie beurteilen Sie das?**

Im Judentum gibt es das Prinzip der Missionierung nicht, aber wenn Frauen übertreten wollen, können wir zufrieden sein, denn das heißt, dass die Kinder Juden sind und jüdisch erzogen werden. Wir alle versuchen, dass jüdische Menschen jüdische Menschen treffen, heute gibt es j-date (eine jüdische Dating-Börse, Anm. d. Red.) oder andere Organisationen, wo sich Juden kennenlernen können. Wenn jemand jüdisch werden will, sollten wir uns darüber freuen und zustimmen. Meiner Meinung nach müssen Übertritte aber mit Lernen verbunden sein, sonst könnte jeder einen Zettel bekommen, auf dem steht, ab jetzt bist du Jude. Nein, das darf nicht sein, man muss sich ins Judentum vertiefen. Nach meinem Verständnis braucht unser kleines Volk jeden, der jüdisch sein will.

**Es gibt einen Spruch auf Jiddisch, der heißt, wenn der Schmock stejt, ...**

Sehr richtig, unsere Weisen haben gesagt, wenn der Penis erigiert ist, dann fliegt das Gehirn aus dem Kopf. Dann wird man blind und vergisst die Realität, das muss man wissen. Das stimmt. Das gilt aber auch für Frauen, wenn sie erregt sind. Die sexuelle Erregung ist ein sehr starkes Gefühl. Freud war in Bezug auf die Sexualität der Frau sehr ignorant. Er hat vermutlich meine Bücher nicht gelesen! Freud war zwar ein Genie, aber von der weiblichen Sexualität hatte er keine Ahnung. In diesem Punkt hat er wirklich Unrecht.

**Sex wird ja heute förmlich zerredet, nimmt das den jungen Menschen nicht den Zauber?**

Ein bisschen von dem mystischen Zauber ist sicher weg, andererseits haben wir weniger ungewollte Schwangerschaften, wir haben ein Bewusstsein, dass man sich vor Geschlechtskrankheiten oder AIDS schützen muss. Es gibt weniger Frauen mit Orgasmusproblemen, das muss man auch auf die Waagschale legen. Sex sells, Sex verkauft sich – Sie haben vorhin „Sex and the City“ angesprochen. Ich habe mir sofort den Sender einstellen lassen, auf dem die Serie gelaufen ist. Denn da hätte ja etwas gesagt werden können, was ich nicht weiß. Die Sprache ist wirklich außergewöhnlich explizit. Aber man muss den jungen Menschen sagen: Achtung, das ist nicht die Realität, die schaut ganz anders aus. Auf der ganzen Welt findet man sicher nicht einmal 20 Männer, die mit einer Frau nach Paris fliegen, nur um ihr dort einen

Pelzmantel zu kaufen. Trotz all dieser Serien gibt es noch immer Eltern, die mit ihren Kindern nicht über Sex reden, sie nicht aufklären. Es gibt heute in den USA noch viele Mädchen, die von der ersten Menstruation überrascht werden und nicht wissen, was das ist. Daher muss man weiterhin sexuell erziehen.

**Frauen kleiden sich heute viel offener, sie zeigen alles.**

Ich bin keine Frauenrechtlerin, ich bin nur an der Familie interessiert. Es ist traurig, dass viele Frauen keine Kinder mehr haben wollen. Ich weiß, dass beides geht, Kinder und Beruf. Ich bin sehr besorgt darüber, wie die jungen Frauen sich anziehen, halbnackt. Mir kann keiner erzählen, dass die Männer dadurch nicht erregt werden. Die jungen Frauen bringen sich und andere damit in Gefahr. Am Strand oder im Schwimmbad, da passt diese Kleidung. Aber in der Stadt? Da haben die Eltern die Verpflichtung, den Mädchen zu sagen: So gehst du nicht weg. Eltern müssen eine Meinung zeigen. Aber ich bin ein Optimist, ich denke, dass das nur eine Modeerscheinung ist.

**So viele Ehen scheitern, warum?**

Ich bin nicht gegen Scheidungen. Im Judentum gibt es den Get. Scheidung ist erlaubt. Ich bin auch nicht dafür, dass Paare wegen der Kinder zusammenbleiben. Das spüren die Kinder. Man muss eine Trennung so abwickeln, dass die Kinder nicht verletzt werden. Ich glaube aber, dass es in Zukunft weniger Scheidungen geben wird, denn die Leute erkennen, dass das Gras beim Nachbarn auch nicht grüner ist. Ich bin ein unerschütterli-



„Jeden Sommer fahre ich für vier Wochen nach Israel und mache einen Dokumentarfilm, der nichts mit Sex, aber auch nichts mit Judentum zu tun hat.“

cher Optimist, jammern hilft nichts ...

**Wie geht es Ihnen denn, wenn Sie die ganze Zeit über Sex reden?**

Das geht Sie gar nichts an, nächste Frage.

**Nach all dem, was Sie erlebt haben, welche Herausforderungen gibt es für Sie?**

Jeden Sommer fahre ich für 4 Wochen nach Israel und mache einen Dokumentarfilm, der nichts mit Sex, aber auch nichts mit Judentum zu tun hat – über Juden macht ohnedies jeder Filme und Dokumentationen. Heuer habe ich einen Film über das Leben der Drusen gemacht, davor einen Film über das Leben der Beduinenfrauen. Ich will nicht immer nur über Sex reden.

**Sie haben die Staatsgründung in Israel erlebt, haben in der Hagana gekämpft, sind im Unabhängigkeitskrieg verletzt worden. Wie sehen Sie Israel heute?**

Ich bin glücklich, wenn ich dort bin, ich sehe nur das Positive. Ich finde es nicht gut, wenn Leute in Amerika sitzen und von hier aus die israelische Politik kritisieren. Wer kritisieren will, soll nach Israel ziehen, dann hat er das Recht dazu. Voriges Jahr war ich in Haifa, gerade als die Hisbollah angegriffen hat, da bin ich mit den Menschen im Bunker gesessen. Wenn man das erlebt, dann darf man über die Politik der israelischen Regierung mitreden, sonst nicht.

**Wie beurteilen Sie die Kritik an der jüdischen Lobby in den USA?**

Darüber spreche ich nicht, ich bin vorsichtig geworden. Es geht mich etwas an und ich höre mir das alles auch an, aber ich kommentiere es

nicht öffentlich, das sollen andere tun. Der Sommer heuer in Israel war für mich fantastisch. Ich habe wunderbare Dinge erlebt. Schauen Sie, diese Kette habe ich von der Mutter eines Beduinenscheichs. Er hat mir sehr gefallen, ich habe ihn gefragt, ob er mich heiraten möchte. Ich war ihm aber zu alt. Als Entschädigung hat mir seine Mutter die Kette geschenkt.

**Wie erleben Sie Deutschland? Sie sind die Einzige in Ihrer Familie, die nicht von den Nazis umgebracht wurde.**

Ich bin zwar jedes Jahr in Frankfurt, das ist die Stadt, in der ich geboren wurde und bis 1938 gelebt habe, aber es ist sehr schwierig für mich dort zu sein. Mit den Deutschen habe ich keine Probleme. Ich gehe auf den Friedhof und besuche das Grab der Eltern meines verstorbenen Mannes, meine Eltern haben ja kein Grab ... Frankfurt ist für mich schwer.

**Haben Sie noch Erinnerungen an Ihre Kindheit in Deutschland?**

In Frankfurt kommen viele Erinnerungen in mir hoch. Mein Enkel hat mich beobachtet. Er sagt, dort sieht man in meinen Augen die Traurigkeit.

**Sie haben in 5 Ländern sehr intensiv gelebt, in Deutschland, der Schweiz, in Israel, in Frankreich und schließlich in den USA, Sie sprechen die Sprachen, Ihre Karriere hätten Sie nur in den USA machen können?**

Ja, das stimmt, New York ist eine großzügige Stadt. Und überhaupt – als Einwanderer hat man keine Probleme, wenn man einen so starken Akzent hat wie ich, denken Sie nur an Henry Kissinger oder Arnold

Schwarzenegger. Dass ich mit meinem Akzent eine eigene Radioshow bei NBC bekommen habe, die im ganzen Land und in Kanada ausgestrahlt worden ist, das wäre in keinem anderen Land der Welt möglich gewesen, auch nicht in Israel.

**In die USA sind Sie ja eigentlich durch einen Zufall gekommen.**

Ja, ich habe herausgefunden, dass ein Onkel von mir überlebt hat, ich wollte ihn besuchen, weil ich neugierig war, ob er auch so klein ist wie ich. Sonst wäre ich nie nach Amerika gekommen. Aber ich hätte ohnedies nicht in Frankreich leben wollen. In der Schweiz konnte ich nicht bleiben, aber die Schweiz hat mir das Leben gerettet, ob man mich dort wollte oder nicht.

**Nach all dem, was Sie erlebt haben, woher kommen Ihr Lebensmut, Ihre Lebensfreude?**

Vielleicht auch daher, dass ich mich immer mit dem Thema Familie befasst habe. Wie Sie wissen, sind die ersten Jahre der Kindheit enorm wichtig. Ich hatte das Glück, zehneinhalb Jahre mit liebenden Eltern und einer Großmutter aufwachsen zu dürfen. Meine Großmutter in Frankfurt war nur für mich da. Sie war sehr gläubig und eine Frau mit unheimlich viel Humor. Sie hatte einen enormen Einfluss auf mein Leben.

**Haben Sie noch einen Lebens Traum?**

Ich hätte gern wieder einen Partner. Er muss unbedingt auch arbeiten, reich braucht er nicht zu sein, Geld habe ja ich genug. Aber er muss unbedingt etwas tun, einfach herumsitzen und Golf spielen, das ist zu wenig.

# Klein, aber fein. Und oho sowieso.

Das „Jüdische Museum der Schweiz“ ist in Basel daheim, und das hat mehr als einen guten Grund. 1897 fand der erste, 1946 der 22. Zionistenkongress in Basel statt. Auf diesem hat sich die Vision von Theodor Herzl erfüllt.

VON FRITZ NEUMANN



Fein gearbeitete Kultusgegenstände zeigen die reiche Geschichte

**G**ar nicht so viele Leute wissen, welche große Rolle der Schweizer Stadt Basel in der Geschichte des Zionismus zugekommen ist. Insgesamt zehn Zionistenkongresse hat Basel beherbergt, darunter den ersten, der Ende August 1897 stattfand. Theodor Herzl hatte den Kongress ins Baseler Stadt-Casino verlegt, nachdem sich die „Protest-Rabbiner“ Deutschlands gegen München als Veranstaltungsort gewandt hatten. Die Erinnerung aufrecht zu erhalten an diesen und die anderen neun Kongresse, ist klarer-

weise eine der Kernaufgaben, die das „Jüdische Museum der Schweiz“ erfüllt.

Vorweg, das Museum ist wunderbar und informativ und nett, und es ist klein. Kein Gegensatz. Denn das ist schon gut möglich, dass das Wunderbare mit dem Kleinen in einem engen Zusammenhang steht. Im Widerspruch steht es jedenfalls nicht. Allein die Öffnungszeiten sagen schon sehr viel aus, Montag und Mittwoch jeweils 14 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr. Man merkt schon, hier steckt eher private Initiative denn professionelle Kalkulation dahinter. Das kleine Team um Anna Rabin kümmert sich denn auch rührend und persönlich um jede Besucherin und jeden Besucher. Der Andrang hält sich meistens in Grenzen, da kann es schon vorkommen, dass man sich eine halbe Stunde lang ganz allein in den drei Museumsräumen aufhält.

Es ist davon auszugehen, dass Juden um 1200 vom Elsass und den Rhein herauf nach Basel zogen. Schon im Hof weisen Grabsteine darauf hin, dass sich in der Schweiz im Mittelalter die erste jüdische Gemeinde in Basel befand. Fein gearbeitete Kultgegenstände und Textilien aus dieser Zeit sind in Vitrinen ausgestellt. Besondere Beachtung verdient ein in Basel gedruckter Talmud aus dem

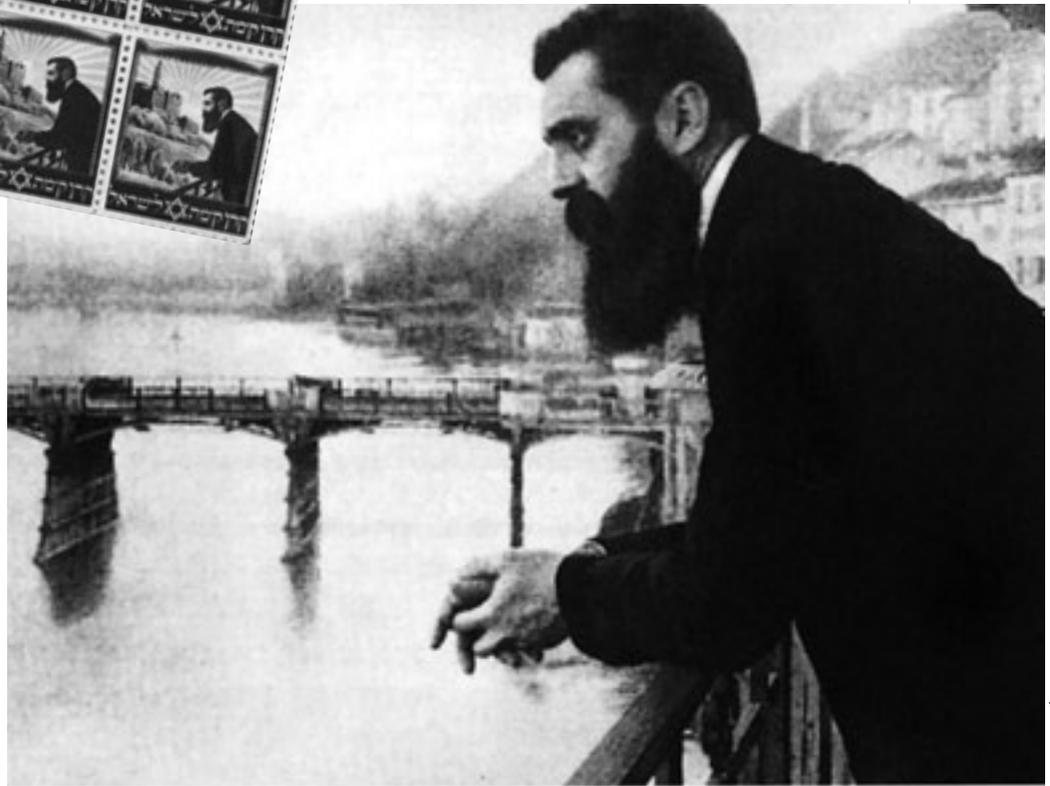
16. Jahrhundert. Ein eigener Raum ist der „Jüdischen Hochzeit“ gewidmet, mit bunt besticktem Traumphimmel und allem Drum und Dran.

Die Teilnehmer am Kongress 1897 sind auf einem Lichtdruck abgebildet, von Herzl gibt es zusätzlich ein berühmtes Foto, aufgenommen auf der Rheinterrasse des Grand Hotels „Drei Könige“. Auf einer Briefmarke wurde das Bild später insofern verändert, als Herzl nicht mehr auf den Rhein, sondern auf König Davids Turm in Jerusalem Ausblick hält, diese Marke erhielt man als Quittung für Spenden. Herzl führte Anfang September, wenige Tage nach Kongress-Ende, ein großes Wort wohl recht gelassen in seinem Tagebuch aus: „Fasse ich den Baseler Kongress in ein Wort zusammen, das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen, so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.“

Herzl war von der Stadt und ihren Bewohnern dermaßen angetan, dass er den Kongress zu einer ständigen Baseler Einrichtung machen wollte. Daraus wurde nichts, doch fanden auch der zweite, der dritte, der fünfte und der sechste Kongress in Basel



Theodor Herzl in Basel (großes Bild). Für die Briefmarke wurde der Hintergrund retouchiert.



statt, der sechste war der letzte unter Leitung Herzls, der 1904 verstarb. Das Ugandaprojekt wurde in Basel diskutiert und, auf Kongress Nummer sieben, in Basel ad acta gelegt. Weitere Kongresse in Basel folgten, wenn auch nicht mehr so regelmäßig, historisch war vor allem der 22. in der zweiten Dezemberhälfte 1946. Erstmals nach dem Holocaust versammelte sich das jüdische Volk, die Tagung stand im

Zeichen der Trauer und des Kampfes um die Öffnung Palästinas. Die Weichen für die Gründung des Staates Israel wurden gestellt, und Herzls Vision war verwirklicht.

Um dieser Geschichte und den damit verbundenen Geschichten wirklich gebührend Rechnung tragen zu können, ist das Museum in der Baseler Kornhausgasse, wie gesagt, wohl nicht groß genug. So bekommen Besucher gleich beim Eintritt ein paar Merkblätter in die Hand gedrückt, auf denen sich das Wichtigste nachlesen lässt. Später, nach dem Rundgang und der erwünschten Eintragung ins Gästebuch, führt kaum ein Weg am Kauf des informativen Büchleins „Juden in Basel und Umgebung“ vorbei.

Was die Öffnungszeiten betrifft – auf Anfrage werden auch Führungen außerhalb dieser Zeiten angeboten, Führungen durch die Sammlung oder auch zu speziellen Themen und durch die Synagoge. Zwei Beispiele solcher Themen im Dezember 2007:

„Schwerpunkt Chanukka“ und „Europäische Wege der Jüdischen Kultur“.

Neben der permanenten wird immer wieder eine zusätzliche Ausstellung geboten, derzeit und bis Ende 2008 begibt man sich auf die „Spuren der jüdischen Landgemeinden im Aargau“. Zuvor hat man unter anderem die Schau „Anne Frank und Basel“ gezeigt, „Eine Familiengeschichte über Grenzen“. Über die enge Verbindung der Familie Frank und Basel lässt sich nun immerhin noch lesen. Und wieder einmal ist man überrascht von Basel und seinem kleinen, großen Museum.

### JÜDISCHES MUSEUM Basel

Jüdisches Museum Schweiz  
Kornhausgasse 8, CH-4051 Basel  
Telefon: + 41/61/261 95 14  
www.juedisches-museum.ch/  
museum-judaistik@unibas.ch  
Öffnungszeiten: Montag und  
Mittwoch 14–17, Sonntag 11–17 Uhr



# „Bürokratie bis an den Rand der Verblödung“

Der Wiener Schauspieler und Regisseur Otto Tausig, 85, über sein humanitäres Engagement und Österreichs widersinnige Abschiebungspolitik, über Brechts genialen Dilettantismus und die DDR-Zensur.

VON STEFAN GRISSEMANN (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

**D**em umfassenden Charme des Otto Tausig nicht in Sekundenschnelle zu erliegen, fällt einigermaßen schwer. Die so charakteristische Mischung aus Bescheidenheit und Mutterwitz, aus Liebenswürdigkeit und Empathie teilt sich schon mit, wenn man noch gar nichts weiß von den unzähligen Wohltätigkeitsaktivitäten des Schauspielers, die unter anderem zur Errichtung eines nach seiner Großmutter benannten Flüchtlingsheims im niederösterreichischen Hirtenberg geführt haben. In feinem Wienerisch alter Schule berichtet er im Café Schottenring lebhaft von den Filmen, an denen er dieser Tage mitgewirkt hat: In Michael Glawoggers Haslinger-Adaption „Das Vaterspiel“ habe er gerade eine schöne Nebenrolle absolviert, mit dem deutschen Regisseur Jan Schütte, mit dem er regelmäßig arbeitet (etwa in „Auf Wiedersehen Amerika“, 1994), habe er in den USA soeben einen neuen großen Film gedreht, in dem er einen Mann um die 80 spiele, der immer noch von seinen Liebesgeschichten in Atem gehalten werde.

Tausig bestellt eine Melange mit Süßstoff, meint nebenbei, dass solche Kinauftritte doch nur Kleinigkeiten seien, und fügt breit grinsend an, dass auch sein gutes Aussehen, das

ihm die Leute attestieren, nichts als Schimäre sei: alles bloß Schauspiel. Überhaupt sei ihm nur eines wichtig: sein Engagement für die Dritte Welt. Mit dem Wiener Entwicklungshilfeklub arbeitet er eng zusammen – und sein gesamtes künstlerisches Tun gilt inzwischen der Spendensammlung. Aus keinem anderen Grund gebe er Interviews und gehe auf die Bühne: um die Leute „anzustrudeln“, wie er das nennt. Die kostenlose Werbeeinschaltung an dieser Stelle versteht sich daher von selbst: Entwicklungshilfeklub, Böcklinstraße 44, 1020 Wien. Tel.: +43/(0)1/720 51 50, Fax: +43/(0)1/728 37 93, E-Mail: office@eh-klub.at, www.eh-klub.at. Kontonummer: ERSTE BANK 31005405150, BLZ: 20111. IBAN: AT952011131005405150. SWIFT: GIBAAATWW.

**NU: Das Auftreiben von Spendengeldern für die Dritte Welt, sagen Sie, sei inzwischen der einzige Zweck Ihrer Auftritte. Die Kunst an sich macht Ihnen gar keinen Spaß mehr?**

**Otto Tausig:** Doch, schon, wieso? Aber ich nehme eben manchmal auch ganz blöde Sachen an, um Spenden zu lukrieren, gern auch bei „Schlosshotel Orth“, wenn's was bringt für meine vielen Kinder in der Dritten Welt. Doch, mir macht das Schauspielen schon Spaß, aber wie soll ich sagen:

Früher war das Theater mein Leben, es hat mir alles bedeutet. Das ist jetzt nicht mehr so. Nun ist eben das Helfen wichtiger geworden. Aber es ist doch herrlich, wenn man das verbinden kann: Wer hat denn schon einen Beruf, der ihn freut und außerdem noch zu etwas Vernünftigem gut ist?

**Sie spenden tatsächlich alle Ihre Bühnen- und Filmhonorare – zur Gänze?**

Ja, ich hab eine gute Pension, von der ich leben kann. Und ich stelle mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern lasse durchaus wissen, was ich so tu, denn nur dann machen auch die Kollegen mit – und steuern selbst etwas bei. Das funktioniert recht gut. Zum Beispiel traf ich einmal den Operndirektor Ioan Holender auf der Straße, von dem ich gar nicht wusste, dass er mich kennt. Er sagte, er wolle eine Benefizvorstellung zu erhöhten Preisen und zugunsten des Entwicklungshilfeklubs machen – und tatsächlich fand am 12. April „Manon“ mit Publikumsliebling Anna Netrebko statt. Anschließend ging ich, wie ich das immer mache nach den Vorstellungen, noch sammeln für die Straßenkinder in der Dritten Welt und Direktor Holender begleitete mich dabei. Die Wiener sind Schauspielern ja zugänglich. Und



„Früher war das Theater mein Leben. Das ist jetzt nicht mehr so. Nun ist eben das Helfen wichtiger geworden.“

wenn man ihnen schwört, dass das Geld nicht missbraucht wird, geht alles gut: Sie wollen ja was hergeben. Sie müssen nur wissen, dass es einen Sinn hat.

**Haben Sie es mit dem Spendeneintreiben nicht manchmal schwerer, als**

**Sie das gerade darstellen? Hat man, wenn man Benefizveranstaltungen organisieren will, nicht auch unentwegt mit Rückschlägen und Misserfolgen zu tun?**

Ganz leicht ist es insofern nicht, als ich eine neue Hüfte habe und diverse

Bandscheibengeschichten. Aber negative Erfahrungen? Eigentlich nicht. Gut, wenn ich beim Film meine Gage spende, hören die Kollegen das und spenden auch, manche einmal, andere, wie etwa Erwin Steinhauer, Rupert Henning und Ernst Stankovski, auch ▶

## „Der Fall Zogaj hat etwas in die Köpfe gebracht, nun muss man klarmachen, dass das kein Einzelfall ist.“

immer wieder ... Der Witz der Aktion „Künstler für Entwicklungshilfe“ ist ja nicht, dass man Geld spendet, sondern seine Arbeitsleistung. Man hat, sagen wir, eine Lesung und widmet seine Gage eben einem guten Zweck. Schauspieler sind, wenn man sie auf solche Aktionen anspricht, fast immer bereit zu helfen. Widerspruch ist da selten. Man muss nur bei manchen etwas beharrlicher werden.

**Sie waren immer ein sozial engagierter Mensch ...**

Na ja, ich war Kommunist!

**... aber Ihr Einsatz für die Dritte Welt hat erst 1989 begonnen, als Sie in Bombay die Armut der Menschen auf der Straße sahen.**

Ja, nachdem ich vom Kommunismus so bitter enttäuscht worden war: Das war furchtbar, dafür hatte man doch gelebt! Auf einmal sollte das alles falsch gewesen sein? Man kam drauf, dass man nicht für eine bessere Welt, sondern für den Gulag gelebt hatte. Also musste ich mich neu orientieren: Zunächst arbeitete ich bei amnesty international, dann erlebte ich das Elend in Indien – und fand plötzlich, dass ich da noch was zu tun hatte auf der Welt. Anfangs dachte ich allerdings noch, meine Spenden könnten steuerfrei an die Armen überwiesen werden. Das hat sich als Irrtum erwiesen. Ich muss nämlich trotzdem Steuer zahlen, auch wenn ich von meinen Gagen nachweislich keinen Groschen selbst verdiene.

**Sie setzen sich auch für junge Asylwerber ein.**

Natürlich. Ich schildere Ihnen einen aktuellen Fall: Ein indischer Bursche wartet derzeit auf sein zweites Asylverfahren. Der junge Mann spricht Deutsch, ist bestens integriert, er ist ein ausgezeichnete Schüler und wird in dreieinhalb Jahren Maschinenbauingenieur sein. Er lernt im Laufe seines Studiums Schweißen, Drehen und Fräsen. Das sind drei Berufe, die in Österreich verzweifelt gesucht werden. Wir müssen also,

um die Stellen notdürftig zu besetzen, Leute aus dem Osten importieren: 850 solcher Facharbeiter wurden unlängst gesucht, nur 300 waren zu bekommen.

**Dem jungen Inder droht dennoch die Abschiebung?**

Ja, obwohl wir ihn brauchen. Die Bürokratie ist bei uns bis an den Rand der Verblödung verbaut. Dieser Bursche hat neben der Schule in seiner Freizeit bei einer Firma gelernt; der Chef war von ihm begeistert, wollte ihn unbedingt für seinen Betrieb haben, denn er hat einige indische Kunden, mit denen nur dieser eine Lehrling problemlos sprechen kann. Zudem hat er seine Arbeit stets ausgezeichnet gemacht. Diese Geschichte verfolge ich seit Jahren: Sogar der Bundespräsident hat sich damals für den jungen Mann eingesetzt, aber vom Innenministerium kam nur die Antwort, dass er ja noch nicht volljährig sei und bis zu seinem 18. Lebensjahr ohnehin Aufenthaltsgenehmigung habe. Inzwischen ist er aber 18, und ich fürchte nun, dass sein Asylgesuch abgelehnt werden wird, denn Indien gilt als friedliches Land. Leider kommt



der Mann aber aus dem Kaschmir, wo es 60.000 Tote gegeben hat in den Kriegen zwischen Hindus und Moslems.

**Innenminister Günther Platter kann in Kaschmir keine Gefahr erkennen?**

Asyl wird nur Menschen gewährt, die in ihrer Heimat gefährdet sind. Die Eltern unseres Flüchtlings sind dort umgebracht worden. Er wird nie mehr dorthin zurückkehren können. Nun, für solche Fälle gibt es den Begriff der

„innerstaatlichen Fluchtalternative“. Im Klartext: Der Bursche kann ja woanders hinziehen in Indien. Ist ja ein großes Land. Er selbst hat einen Beamten gefragt, was er denn arbeiten sollte, irgendwo in Indien: Rikschafahren oder so was, gab man ihm zur Antwort. Die Behörden hierzulande sind von einem geradezu ungläublichen Zynismus.

**Das Gesetz wird umgesetzt, auch wenn der Kanzler das grauslich findet.**

So ist es. Mich hat man aus Österreich rausgeschmissen, als ich so alt war wie der Bursche, den sie nun abschieben wollen. Der Unterschied ist nur: Ich durfte in England arbeiten, während er in Österreich leider keine Arbeitserlaubnis kriegt. Deshalb muss er jetzt auch rausgeschmissen werden.

**Mit dem weithin publizierten Fall der Familie Zogaj hat sich doch auch in dieser Frage eine neue Stimmung im Land breitgemacht, sogar die „Kronen Zeitung“, deren soziales Engagement für ausländische Bürger sich bislang in engen Grenzen hielt, zieht da mit.**

Die Geschichte dieses Burschen ist aber anders: Das ist keine Familie – er hat keine mehr, weil sie umgebracht wurde. Das Medieninteresse bündelt sich immer nur an solchen Fällen: Erst war's die Kampusch, jetzt die Arigona Zogaj. Aber das geht schnell vorbei, Schlagzeilen ändern sich täglich: Hauptsache Drama, egal ob das ein menschlich bewegender Fall ist oder irgendeine Schauergeschichte. In meinem Heim in Hirtenberg finden sich unzählige menschliche Tragödien. Der Fall Zogaj hat etwas in die Köpfe gebracht, nun muss man aber klarmachen, dass das kein Einzelfall ist. Es geht nicht nur darum, dass Familien zerrissen werden: Unser Asylgesetz ist schlicht unter jeder Kritik.

**Es gehört zu den härtesten Europas.**

Ja, das wurde ja unlängst nachgewiesen. Ich glaube, nur zwei EU-Länder haben ein noch menschen-

„Ich konnte kein Nazi sein, da ich jüdischer Abstammung bin. Ich weiß ja nicht, ob ich nicht selbst begeistert mit einem HJ-Hemd herumgelaufen wäre.“

feindlicheres Gesetz. Aber so ist das eben: Man will die Wähler von rechts haben. Und die schreiten ja schon empört zur Urne, wenn irgendwo laute türkische Musik aus dem Fenster schallt.

**In Wien kommt man unentwegt an Orten vorbei, an denen Sie künstlerisch gewirkt haben: vom ehemaligen Scala-Theater in der Favoritenstraße bis zur Burg. Wie stehen Sie denn heute zu dieser Stadt? Haben Sie es den Wienern nie übel genommen, dass Sie 1939 zur Flucht gezwungen wurden?**

Ach, ja, andererseits ist es ein echtes Glücksgefühl, wenn ich über die Ringstraße fahre. Denn in der Emigration in Wales – daran kann ich mich genau erinnern – musste ich als Landarbeiter Kartoffeln einsetzen; während ich das tat, dachte ich nur eines: dass ich das nicht mein ganzes Leben lang tun werde. Wenn ich jetzt am Burgtheater vorbeikomme, wo ich so lange gespielt habe, kann ich nicht mehr böse sein. Natürlich: Mitläufer waren damals alle.

**Als Sie 1947 wieder nach Wien kamen, mussten Sie sogar davon ausgehen, dass nahezu jeder, dem Sie begegneten, Mitläufer oder Täter war. Hat dies Ihre Heimkehr nicht auch schmerzhaft gemacht?**

Es war ein gewisser Triumph. Ich hatte den Hitler überlebt, er war tot, und ich war noch immer da. Aber es war schon auch schwierig. Wir hatten ja keine Wohnung – und in unserer ehemaligen wohnt nun eine Familie mit drei Kindern. Was sollte ich machen? Soll der Jud' kommen und sagen, raus mit euch? Das ging ja nicht. Ich wusste ja nicht einmal, ob das unanständige Leute waren oder nur Bombenopfer. Und dann dachte ich auch immer: Ich konnte kein Nazi sein. Ich konnte es nicht, da ich jüdischer Abstammung bin. Ich weiß ja nicht, ob ich nicht selbst begeistert mit einem HJ-Hemd herumgelaufen wäre. Ich hatte das Glück, noch nicht achtzehn zu sein und auf niemanden



schießen zu müssen. Ich glaube nicht, dass ich ein Held gewesen wäre, der sofort gewusst hätte, was zu tun war. Ich bin ja auch auf den Kommunismus hereingefallen. Gut, das war schon was anderes. Da war wenigstens die Idee gut. Aber ich kann mich auch nicht freisprechen von dem Umstand, dass ich nach meiner Rückkehr nach Wien tatsächlich ein kommunistisches Österreich wollte. Heute bin ich froh, dass es dazu nicht gekommen ist. Als wir an der Scala arbeiteten, hab ich der Kulturfunktionärin der KP durchaus mitunter Bericht erstattet von den ideologischen Abweichungen einzelner Kollegen – weil ich das für meine Pflicht hielt. Gut, das waren keine Denunziationen, aber wenn ich so etwas in Russland gesagt hätte, wäre der Kollege, um den es gerade ging, möglicherweise im Gulag gelandet.

**Sie waren schon als Kind literarisch bewegt – und haben sich, wie Sie schreiben, bereits als Zwölfjähriger mit Ihrem wenigen Geld lieber „Die Brüder Karamasow“ zugelegt als Kochsalat mit Erbsen. Das klingt wie gut erfunden.**

Aber es ist wahr. Ich weiß genau, dass ich schon mit zwölf den „Faust“ fast auswendig konnte, daneben aber auch fasziniert Edgar Wallace las.

**Hatten Sie denn mit zwölf schon Verständnis für Goethe?**

Na ja, zum zweiten Teil nicht, den verstehe ich heute noch nicht. Aber der erste Teil ist so schwierig auch wieder nicht. Klar, vieles davon war auch Angeberei. Ich wollte den „Faust“ auswendig können, um damit prahlen zu können. Aber man hat das Werk dann

ja trotzdem kennengelernt.

**Sie waren sich schon damals sicher, dass Sie am Theater bleiben wollten?**

Mit zwölf hab ich ja schon an der Schule gespielt, das war ein großes Erlebnis für mich.

**Und Regie führten Sie auch gleich.**

Ja, beim „Lumpazivagabundus“, wo ich nebenbei noch den Knieriem gespielt hab. Das Theater hat mich seit frühester Kindheit fasziniert. Ich war schon, glaub ich, mit fünf im Theater.

**Sie wurden also systematisch zur Kunst erzogen.**

Meine Eltern nahmen mich mit ins Theater, ja, ich bekam auch ein Jugendabonnement an der Burg.

**Die meisten Kinder würden auf Hochkultur anders reagieren: Sie würden möglichst schnell das Weite suchen. Was hat Sie daran so fasziniert?**

Das war Aufschneiderei, gemischt mit wirklichem Interesse. Ich war schon auch begeistert vom Theater – der Raoul Aslan etwa hat mir ungeheuer viel bedeutet. Ich hab mich oft bei ihm angestellt um Autogramme, aber jedes Mal kam er mit anderen Sonderwünschen: Erst wollte er nur auf bestimmten Autogrammkarten signieren, und als ich die besorgt hatte, meinte er, er wäre wohl bereit zu unterschreiben, aber nur in einem gerade erschienenen Buch über das Burgtheater. Ich glaube, er hat mir letztlich nie ein Autogramm gegeben. Er gab sich stets sehr bedeutend.

**Auch das Kino war Ihnen als Kind schon nicht ganz unwichtig, oder?**

Ja, ich liebte den Paul Hörbiger und natürlich die Marlene Dietrich; als ich in der Schule den Knieriem spielte, borgte ich mir bei Lambert Hofer einen bestimmten Zylinder aus, den einst leider nicht der Hörbiger, aber immerhin der Rühmann getragen hatte. Da war ich stolz drauf.

**Im Zuge Ihrer Flucht nach Großbritannien kamen Sie schließlich in ein Internierungslager ...**

... auf der Isle of Man, ja. Alle Emigranten mussten da hin. Aber man

„Ich antwortete, dass ich einen Sozialismus wollte, in dem man als privilegierter Bürger nicht gefragt werde, ob man eine Villa oder einen Mercedes wolle.“



► konnte das schon verstehen. Hitlers Truppen standen am Kanal, hatten Frankreich eingenommen, nun zitterte alles vor der Invasion – auch wir Ausländer natürlich. Also sperrten die Briten erst mal alle Flüchtlinge ein, um etwaige Spione aussortieren zu können. Es waren ja auch Nazis dabei, Hitler-Sympathisanten, die schon länger in England waren. Im Lager organisierten sich die Gruppen dann schnell: Die Nazis trafen sich in der Dusche, die Kommunisten in der Bibliothek.

**Im Lager waren Sie erst noch sehr christlich – und konvertierten dann von Gott zu Marx.**

Das ergab sich auch aus Gesprächen mit einem hochgebildeten Jesuitenpater, den ich dort kennengelernt hatte. Ich hatte damals schon einen Trend zum wissenschaftlichen Denken: Erst schienen mir die Quäker, die ja extreme Protestanten waren, die beste Glaubenslösung zu sein. Aber dann las ich in Irving Stones Van-Gogh-Buch „Lust for Life“ den Satz „Es gibt keinen Gott“. Das war der Knackpunkt.

**Sie haben noch im Lager begonnen, Marx zu lesen?**

Ja, weil ich wissen wollte, was denn nun stimmte. Wenn ich nicht an Gott glauben konnte, musste etwas anderes her. Ich ließ mir also von meiner Freundin, die sehr gläubig war, die Schriften von Marx und Lenin schicken.

**Wie kamen Sie so schnell nach Ihrer Rückkehr ins Ensemble der Wiener Scala?**

Da war ich blutiger Anfänger. Das ließ man mich übrigens spüren: Die Gespräche stockten, wenn einer wie ich sich zu den richtigen Schauspielern gesellte. Nachdem ich zwei Jahre lang am Reinhardt-Seminar gelernt hatte, wurde die Scala gegründet, ich sprach dort frech vor – und wurde genommen. Ich brachte es bis zum Vizedirektor, hatte phasenweise auch die Direktion zu leiten.

**In dieser Funktion lernten Sie Bert Brecht kennen?**

Ja, als er an der Scala „Die Mutter“ inszenierte. Ausgerechnet zu einer Zeit, als ich gerade Direktionsstellvertreter war. Brecht war aus Berlin jeden Luxus gewöhnt, hatte dort seinen „Galilei“ mit acht Meter hohen Wänden aus Kupfer inszeniert! Und wir waren so arm, dass wir uns nicht einmal die Keramiktöpfe leisten konnten, die Brecht in einer Szene zerbrechen lassen wollte. Ich bat ihn darum, stattdessen Blumentöpfe zu nehmen. Brecht murzte nur schüchtern, dass das ja eigentlich nicht passte. Brecht war ein genialer Dilettant im Sinne Friedells: Er war frei von allen Konventionen.

**Ein Amateur im ursprünglichen Wortsinn.**

Genau, ein Liebender! So hat er auch geprobt: wenn er wollte, ein ganzes Jahr lang. Aber er konnte mit seinen erstaunlichen Einfällen eben Bedeutendes leisten. Manchmal waren seine Ergebnisse aber auch gar nicht gut. Mich hätte er engagieren wollen, aber das lehnte ich ab, weil ich Angst hatte, dass ich dann während der monatelangen Probezeiten nur spazieren gehen würde.

**Tyrannisch war er nicht?**

Überhaupt nicht. Allerdings: Bescheiden war er auch nicht. Und seine Liebschaften hat er immer mit einem Schmalzbrot begonnen: Wenn er einer Kollegin sein Brot angeboten hat, wusste man schon, jetzt geht's wieder los. Aber das konnte schon lukrativ sein. Die Käthe Reichel hat so die Tantiemen des „Guten Menschen von Sezuan“ geerbt.

**In den späten 50er Jahren waren Sie in Ostberlin, inszenierten an der Volksbühne und drehten Kinokurzfilme für die DEFA.**

Ja, unter dem Titel „Stacheltier“ habe ich kleine satirische Filme, die so ein bisschen angriffig waren, gedreht. Oft wurden sie verboten, das war ein ewiger Kampf. Einer meiner Filme hieß „Schule für Kunden“: Darin machte ich mich lustig über die unfreundlichen Verkäufer in der DDR, indem ich Kundenlehrcurse zur Vorbereitung auf die Begegnung mit diesen mürrischen Menschen an der Kasse inszenierte. In der DDR wurde ja nur eingekauft, was da war, nicht was man brauchte. Wenn es gerade Decken gab, wurden eben Decken gekauft. Aber „Schule für Kunden“, in dem ich nichts weiter sagte, als dass die Verkäufer oft muffig waren, wurde von der Filmkommission verboten, weil es offenbar die DDR gefährdet hätte, wenn die Leute erfahren hätten, dass die Verkäufer muffig waren.

**Die Zensur war auch ein Grund, warum Sie die DDR bald wieder hinter sich ließen?**

Das politische Klima war einfach absurd. Jede Kritik, die Künstler an der DDR übten, wurde unterbunden. Als ich davon genug hatte, bekniete mich ein Theaterintendant schließlich, doch in der DDR zu bleiben – ob ich denn vielleicht eine Villa oder einen Mercedes wolle, das sei doch alles zu machen. Ich antwortete, dass ich vor allem einen Sozialismus wollte, in dem man als privilegierter Bürger nicht gefragt werde, ob man eine Villa oder einen Mercedes wolle.

## ZUR PERSON

### Stefan Grisseemann

Stefan Grisseemann ist Filmkritiker und Kulturreportleiter des Nachrichtenmagazins „profil“. Er hat Bücher zu Arbeiten von Michael Haneke und Elfriede Jelinek, Robert Frank, Edgar G. Ulmer und Ulrich Seidl verfasst.

# Von Liebe und Finsternis

## oder Warum das Schlachtfeld nicht zu beschreiben ist

Der israelische Schriftsteller Amos Oz über Familien, Rebellionen, beschreibbare und unbeschreibbare Erfahrungen, seine Träume über Israels Zukunft und den nie beigelegten Streit mit seinem Vater.

VON HELENE MAIMANN (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

**A**m Tag zuvor hatte er noch einen der größten Literaturpreise in Spanien erhalten – den „Prinz-von-Asturien-Preis“. Das Diner mit König Juan Carlos schlug er aus, denn er fuhr ins Waldviertel, nach Heidenreichstein: Am 27. und 28. Oktober 2007 wurde Amos Oz mit einem Lesefest von „Literatur im Nebel“ geehrt. Eine Personale, die Amos Oz zutiefst beeindruckt: vor allem, weil das Publikum sich von ihm und den großartigen Vorlesern völlig gefangen nehmen lässt.

**NU: Sie haben einmal gesagt, dass sich alles, worüber Sie schreiben, um Familiengeschichten dreht. Sie schreiben über Leute, ihre Beziehungen, ihren Background, ihre Gefühle, was sie treibt ... Warum, glauben Sie, sind Familiengeschichten weltweit so ein Erfolg? Ist es der direkteste Weg zum persönlichen familiären Gedächtnis der Menschen? Was macht Familiengeschichten so interessant?**

**Amos Oz:** Ich finde, dass die Familie die einzig wirklich mysteriöse Institution im Universum ist. Die paradoxeste, die komplizierteste, die komischste und die tragischste, die absurdeste und die lebensfähigste Institution der ganzen Welt. Sie hat sich gehalten und von einer Generation zur nächsten geschleppt,



Der Schriftsteller Amos Oz im Gespräch mit NU-Autorin Helene Maimann

endlose Generationen hindurch. Nicht umsonst ist die Familie ein zentrales Thema der Literatur, des Kinos, von Kommunikation und Tratsch. Wenn ich zwischen zwei Möglichkeiten wählen könnte: entweder die erste bemannte Raumfahrt zum Mars oder eine Nacht als Fliege an der Wand mit irgendeiner Familie mitzuerleben – ich würde die Fliege bevorzugen und nicht den Astronauten. Es ist interessanter.

**Ihren berühmten Roman „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ schrieben Sie nach einer langen Recherche. Es ist die tragische Geschichte Ihrer Familie, alles charismatische und vielversprechende Leute. Wie war das für Sie, als Einzelkind unter all diesen sehr eindrucksvollen Menschen aufzuwachsen?**

Nun, alle diese eindrucksvollen Leute waren Immigranten, vergessen

„Als ich zwölfteinhalb Jahre alt war, begann ich gegen die Welt meines Vaters zu rebellieren. Ich entschied, all das zu werden, was er nicht war.“

wir das nicht. Jeder von ihnen war eingewandert, mit einer Liebe/Hass-Beziehung zum alten Land und einer Liebe/Hass-Beziehung zum neuen. Die tragische Komödie von Einwanderern ist universell und überall auf der Welt dieselbe. Sie haben „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ als Tragödie beschrieben – ich nenne sie eine Tragikomödie. Ich ziehe keinen Trennungsstrich mehr zwischen Tragödie und Komödie. Als ich sehr jung war, habe ich gedacht, Tragödie und Komödie wären zwei unterschiedliche Planeten. Sie sind aber nur zwei Fenster, durch die wir auf dieselben Landschaften unserer Leben blicken. In einer Einwandererfamilie stehen am Anfang spektakuläre Hoffnungen und Ziele, das neue Land würde ein Paradies sein und das alte vergessen ... Alle unsere Hoffnungen und Träume würden sich erfüllen. Aber dann haben die Einwanderer entdeckt, dass sie niemals das alte Land vergessen würden. Und dass das neue Land niemals ein Paradies sein würde. Dass sich nicht alle ihre Hoffnungen erfüllen werden. An diesem Punkt bürden sie das ganze Gewicht ihrer Hoffnungen ihren Kindern auf – und ich war ein Einzelkind. So wird die Familie manchmal zu einem Cape Canaveral. Und das Kind wird zu einer Rakete. Die Familie pumpt ihren ganzen Sprit in das Kind, damit es eines Tages die Hoffnungen und Wünsche seiner Familie himmelwärts trägt. Das ist nicht einfach für das Kind. Vor allem in einer charismatischen Familie von Wissenschaftlern, Intellektuellen und hochgebildeten Polyglotten. Sie haben auf meine kleinen Schultern riesige Hoffnungen geladen.

**Ist es nicht normal für eine Einwandererfamilie, überall in der Welt, diese Entwurzelung mitzumachen? Hat es nicht damit zu tun, dass eine Familie ihr Land verlässt und nicht sicher sein kann, ob sie es je wieder sieht? Oder ist Ihre Geschichte nicht auch eine andere: die Geschichte der unerwiderten Liebe**

**zwischen den osteuropäischen Juden und Europa?**

Meine Eltern und meine Großeltern waren hingebungsvolle Europäer. Das ist heute keine große Sache, jeder ist ein Europäer. Und die, die es noch nicht sind, stellen sich an, um welche zu werden. Vielleicht wird auch die Türkei Europa, und danach, wer weiß, auch noch der Irak und Afghanistan. Aber vor siebzig oder achtzig Jahren gab es keine Europäer in Europa. Die einzigen Europäer im damaligen Europa waren Juden wie meine Eltern und meine Großeltern. Und weil sie europäisch waren, wurden sie von allen anderen gehasst. Jeder andere war ein bulgarischer oder norwegischer oder spanischer oder ein österreichischer Patriot. Die Juden waren Europäer, sie liebten nicht ein spezielles Land. Meine Eltern und Großeltern haben sich niemals als Russen oder Polen oder Ukrainer oder Litauer verstanden – sie haben sich als Europäer gesehen. Sie waren große Polyglotten. Mein Vater las sechzehn oder siebzehn Sprachen und er sprach elf von ihnen, alle mit einem schweren russischen Akzent. Meine Mutter sprach fünf oder sechs Sprachen ... Sie waren begeisterte Europäer. Sie liebten die verschiedenen Landschaften und sie liebten die Geschichte und die Kunst, die Museen und die vielen Literaturen. Sie liebten alles, was mit Europa zu tun hatte. Europa hat sie niemals wiedergeliebt. Weil sie Europäer waren, wurden sie als Kosmopoliten abgestempelt, als Parasiten und als wurzellose Intellektuelle. Es ist interessant festzustellen, dass diese herabsetzenden Begriffe – wurzellose Intellektuelle, Parasiten, Kosmopoliten – die gleiche Bedeutung im Vokabular der Nazis und der Kommunisten hatten. Meine Eltern und Großeltern liebten also Europa, ohne zurückgeliebt zu werden, und sie wurden schließlich brutal hinausgeworfen. Zum Glück. Denn hätte man sie in den Dreißigern nicht hinausgeschmissen, wären sie in den

Vierzigern von Europa ermordet worden. Sie gingen also und überlebten. Aber sie nahmen mit sich die niemals heilende Verletzung der unerwiderten Liebe. Die Erniedrigung, der Schmerz, aus Europa hinausgeworfen zu sein, das sie doch so liebten.

**Sie haben versucht, mit Ihrer Familientradition zu brechen – einer Tradition von Intellektuellen – und nicht viel später wussten Sie, dass das ein vergebliches Unterfangen war. Sie gingen in einen Kibbuz mit nicht einmal sechzehn Jahren, änderten Ihren Namen von Klausner zu Oz und lebten dort dreißig Jahre lang. Und während dieser Zeit wurden Sie ein sehr erfolgreicher Schriftsteller. Warum blieben Sie so lange im Kibbuz, weit weg von öffentlichen Plätzen?**

Ich ging in den Kibbuz als Rebell gegen die Welt meines Vaters. Nachdem sich meine Mutter das Leben genommen hatte, als ich zwölfteinhalb Jahre alt war, begann ich ein Jahr später gegen die Welt meines Vaters zu rebellieren. Ich entschied, all das zu werden, was er nicht war, und bleiben zu lassen, was er war. Er war ein Intellektueller, ich wurde ein Bauer. Er war ein Wissenschaftler, ich wurde ein Traktorfahrer. Er war ein Stadtmensch, ich zog in den Kibbuz. Er war ein kleiner Mann, ich entschloss mich, sehr groß zu werden. Leider hat das nicht geklappt, aber ich habe es versucht. Er hieß Klausner und ich änderte seinen Namen und wurde zu Oz, was auf Hebräisch Mut, Stärke, Entschlossenheit bedeutet – all das, was ich dringend brauchte und nicht hatte, als ich ganz allein mein Zuhause verließ. Schließlich habe ich mich einige Jahre später in einem Raum voller Bücher wiedergefunden, in dem ich weitere Bücher schrieb – genau das, was mein Vater hoffte, dass ich eines Tages tun würde. So komme ich zu dem ironischen Schluss, dass Rebellionen dazu tendieren, sich, wenn auch nicht ganz, doch teilweise im Kreis zu bewegen. Politisch stehe ich nach wie vor



## ZUR PERSON

### Amos Oz

Amos Oz wurde im Jerusalemer Stadtviertel Kerem Avraham, das hauptsächlich von osteuropäischen Einwanderern bewohnt war, geboren und wohnt heute in der israelischen Stadt Arad in der Negev-Wüste.

Er ist der Großneffe des bedeutenden Gelehrten Joseph Gedalja Klausner, der aus Odessa stammte. Seine Großeltern flüchteten 1917 von Odessa nach Vilnius und wanderten 1933 von dort mit ihrem Sohn Jehuda Arie, Amos' Vater, nach Palästina aus. 1954 trat Oz nach dem Freitod seiner Mutter dem Kibbuz Hulda bei und nahm seinen jetzigen Namen an (dt. etwa Kraft und Stärke). Während seines Studiums der Literatur und Philosophie an der Hebräischen Universität in Jerusalem von 1960 bis 1963 veröffentlichte Oz seine ersten Kurzgeschichten in der Literaturzeitung „Keshet“ (dt. Regenbogen). Seit 1967 ist er ein prominenter Befürworter der Zwei-Staaten-Lösung im Nahostkonflikt.

Oz nahm am Sechstagekrieg und am Jom-Kippur-Krieg teil und gründete in den 1970er Jahren mit anderen die israelische Friedensbewegung Schalom Achschaw (Peace Now). Von 1987 bis 2005 war er ordentlicher Professor für hebräische Literatur an der Ben-Gurion-Universität des Negev in Beerscheba. 1993 erhielt er dort den berühmten Agnon-Lehrstuhl für moderne hebräische Literatur.

ganz woanders als mein Vater: Er war ein Rechter, ich bin ein Linker, er war ein Falke, ich bin politisch eine Taube. Er und ich haben nach wie vor einen großen heftigen Streit miteinander. Er ist vor 35 Jahren gestorben, aber wir streiten immer noch.

Der Grund, warum ich so lange im Kibbuz blieb, ist, dass der Kibbuz für mich ein wunderbares menschliches Labor war. Für meine Arbeit als Schriftsteller war das die bestmögliche Universität. Der Kibbuz ist ein kleines Dorf. In meinem Kibbuz lebten etwa 400 Leute, Männer, Frauen und Kinder. Und die habe ich alle mit der Zeit sehr, sehr gut kennengelernt. Ich konnte die Wirkung der Gene sehen. Ich konnte sehen, wie bestimmte Eigenschaften von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden. Klar, und ich kannte alle Beziehungen, den ganzen Klatsch. Zur Strafe wussten auch alle diese Leute viel mehr über mich, als ich das gerne gehabt hätte, aber das war nur ein fairer Handel. Dreißig Jahre lang war der Kibbuz mein Mikrokosmos. Und er fütterte mein Schreiben.

**Sie haben in der israelischen Armee gedient. Sie kämpften im Sechstagekrieg**

**1967 und im Jom-Kippur-Krieg 1973.**

Ich diente in der israelischen Armee in den späten Fünfzigern und dann als Reservist in einer Panzereinheit im Sechstagekrieg im Sinai und 1973 auf den Golanhöhen. Das waren die entsetzlichsten, furchtbarsten Erlebnisse meines Lebens. Bis heute finde ich unmöglich, dieses Erlebnis zu vermitteln oder zu beschreiben. Ich bin nicht imstande, über das Schlachtfeld zu schreiben. Ich habe es versucht, aber es ist mir nicht gelungen. Der Grund ist, dass ich über das ganze Spektrum von menschlicher Erfahrung schreibe: Ich schreibe über Liebe, über Eifersucht, über Hass und Ehrgeiz, Enttäuschung und Einsamkeit und Tod. Aber das Schlachtfeld ist keine menschliche Erfahrung. Es ist eine unmenschliche Erfahrung. Und mein Schreiben ist über menschliche Erfahrung. Und ich kann nicht über das Schlachtfeld schreiben. Dennoch möchte ich Ihnen sagen, dass meine Kriegserfahrung von 1967 und 1973 mich nicht zum Pazifisten gemacht hat, sehr wohl aber zu einem Friedensaktivisten. Und zwischen beiden gibt es einen Unterschied. Pazifismus und Friedensaktivismus werden oft in eins gesetzt, besonders

„Die Israelis gehen nicht weg und die Palästinenser auch nicht.  
Sie können keine glückliche Familie werden.“

in Europa neigen die Leute zu einem konfusen Mischmasch. Ich bin ein Friedensaktivist, kein Pazifist.

**Wie kommentieren Sie heute Ihren Dienst in der israelischen Armee?**

Wenn es die Umstände erfordern, wenn jemand heute Israel bedroht und die Menschen dort auslöschen will, werde ich kämpfen gehen, obwohl das Schlachtfeld eine furchtbare Erfahrung ist. Aber ich werde nur kämpfen, wenn es um Leben oder Tod geht, wenn es um die Existenz Israels geht. Ich werde es ablehnen zu kämpfen, wenn es um nationale Interessen geht, um Ressourcen, um heilige Orte, wenn es darum geht, das Land zu vergrößern und zwei zusätzliche Schlafzimmer für die Nation zu bekommen. Da gehe ich eher ins Gefängnis als kämpfen. Aber wenn es um Sein oder Nichtsein geht, dann, auch wenn ich ein alter Mann bin, werde ich wie der Teufel kämpfen.

**Seit fast dreißig Jahren propagieren Sie die Zweistaatenlösung als historischen Kompromiss zwischen Israel und den Palästinensern. Die stand ja schon einmal auf der Agenda – als die UNO 1947 für die Teilung mehrheitlich votierte, die niemals umgesetzt wurde. Vor allem weil die arabischen Länder sofort nach der Unabhängigkeit gegenüber Israel den Krieg eröffneten. Das tiefe Misstrauen der Israelis gegenüber den Arabern ist verständlich.**

Am 29. November 1947 hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen mit einer Zweidrittelmehrheit die Teilung des britischen Mandats Palästina in zwei Staaten beschlossen: Israel und Palästina. Diese Resolution wurde von den Juden unter Schmerzen angenommen und von den Palästinensern und der ganzen arabischen Welt glühend abgelehnt und total zurückgewiesen. Israel wurde am 15. Mai 1948 ausgerufen. Wenige Minuten nach der Unabhängigkeitserklärung überfielen fünf arabische Nationen mit ihren regulären Armeen Israel, mit der vollen



Absicht, seiner Existenz und der seiner Menschen ein Ende zu bereiten. Uns komplett von der Landkarte zu löschen. Das sorgt natürlich bis heute für Misstrauen, für ein Gefühl der Unsicherheit, für Zorn und Frust. Aber auch auf der anderen, der palästinensischen Seite ist Zorn und Frust. Seit fast vierzig Jahren leben sie unter israelischer Herrschaft. Auch keine leichte Erfahrung. Aber Frieden kann nicht auf Vertrauen gebaut werden. Es wird oft angenommen, dass man zuerst Vertrauen erzeugen muss, um Frieden darauf zu bauen. Das stimmt für eine Ehe, aber nicht für den Frieden. Frieden ist ein Vertrag zwischen Parteien, die einander nicht trauen. Deshalb brauchen sie ja auch einen Vertrag. Gäbe es Vertrauen, bräuchte man keinen Vertrag zu unterschreiben. Es bräuchte keine Verhandlungen, keine Anwälte und legale Dokumente. Wenn ich meinem Sohn ein Auto borge, brauche ich keinen Vertrag, denn zwischen uns ist Vertrauen. Die Israelis und die Palästinenser müssen ein Dokument unterschreiben. Dann kann stufenweise Vertrauen entstehen, Aug in Auge, nachdem der

Friedensvertrag unterschrieben ist. Aber nicht vorher. So war es ja auch in Europa. Nationen, die manchmal generationenlang verfeindet waren, haben Verträge untereinander geschlossen, von tiefem Misstrauen erfüllt. Dann hat sich Vertrauen entwickelt und die Emotionen beruhigten sich. So muss es sein: zuerst Vertrag, dann Vertrauensbildung.

**Aber in Israel haben wir eine viel kompliziertere Situation als in Europa: zwei Völker in einem Land.**

Ja, es ist eine viel kompliziertere Situation, aber wir müssen sie lösen und das Land in zwei Länder teilen. Das ist ein kleines Haus – Israel ist etwa so groß wie Sizilien oder Wales. Aber wir haben kein größeres, es ist das einzige Haus für zwei Nationen. Die Israelis können nirgendwo anders hingehen und die Palästinenser auch nicht. Die Israelis gehen nicht weg und die Palästinenser auch nicht. Sie können keine glückliche Familie werden, denn sie sind nicht glücklich und auch nicht eine Familie – es gibt zwei Familien. Also müssen sie dieses Haus in zwei kleinere Wohnungen teilen. Es gibt einfach keine Alternative zu die-

„Es gibt die Chance, dass der Nahe Osten selbst eine Art Weltmacht wird:  
eine föderative, geeinte, aufeinander bezogene Region.“



ser Lösung, weil keiner rausgeht. Also wird es eine Scheidung geben müssen. So wie wenn sich ein Paar trennt und beide eine Wohnung im selben Haus beziehen. Das ist weder eine ideale noch eine attraktive Lösung, klar, und auch kein emotionaler Durchbruch. Aber die einzige praktikable Lösung des Problems.

**Sie sind heute ein ebenso erfolgreicher wie umstrittener Autor in Israel, wo sehr viele Leute glauben, dass das Land eine Politik der harten Hand führen muss. Wie gehen Sie mit dieser sehr populären Meinung in Israel um?**

Persönlich bin ich daran gewöhnt, dass man mir Verrat unterstellt. Ich betrachte den Titel „Verräter“ als einen Ehrentitel. Viele wichtige Führer im 20. Jahrhundert wurden von ihren Völkern zum Verräter gestempelt. Winston Churchill zum Beispiel, als er das britische Empire auflöste. De Gaulle, als er Frankreich aus Nordafrika zurückzog. Gorbatschow, als er den Kommunismus abwrackte. Sie alle wurden des Verrats bezichtigt – also ist das ein Orden, den ich auf meinem Anzug trage. Es gibt einen

wilden Streit zwischen den Israelis, die sagen, man kann den Arabern nicht trauen und wir müssen eine militante Politik ihnen gegenüber betreiben, und den Tauben, zu denen ich gehöre. Meine Argumente sind sehr einfach. Ich sage, erstens: Ja, wir müssen mächtig bleiben. Auch wenn es Frieden mit den Arabern gibt, brauchen wir eine starke, effektive Armee. Israel ist ohne die okkupierten Gebiete stärker als mit ihnen. Die Territories machen Israel schwächer, verletzbarer, weil ein Teil seiner Bevölkerung unterdrückt und verfolgt ist. Selbst wenn die Annahme der Pessimisten stimmt und die Araber wirklich keinen Frieden wollen, wird es Israel ohne die besetzten Gebiete besser gehen. Und das zweite Argument: Wenn es mit den Arabern Frieden gibt, auch wenn es nur ein formales, ein bloß legalistisches Übereinkommen ist, dann gibt es eine Chance für eine schrittweise emotionale Entspannung und Deeskalation.

**Aber ist es nicht nachvollziehbar, dass die Juden in Israel nervös sind angesichts der Atompolitik des Iran?**

Die Angst und die Nervosität der Israelis sind vollkommen verständlich und ich teile sie. Aber: Im Fall der iranischen Atombombe werden die besetzten Gebiete Israel weder helfen noch stärken. Sie sind für die iranische nukleare Bedrohung sicher keine Antwort. Und diese Nervosität, diese Unruhe und Rastlosigkeit sind nicht nur die Sache Israels: Sie sind eine Angelegenheit der ganzen Welt. Es geht auch nicht nur um den Iran. Ich vermute, dass in fünfzehn Jahren fast jedes Land Zugang zu Massenvernichtungswaffen haben wird können, biologische, nukleare oder chemische. Und alle, die diese Waffen haben wollen, werden sie haben. Wir leben in einer veränderten Welt. Diese Frage verlangt nach einer internationalen Aktion. Es ist ein Fehler zu glauben, dass das ein Problem Israels ist. Israel kann dieses Problem nicht lösen. Es ist ein

Problem der Welt und der Menschheit im 21. Jahrhundert.

**Eine der Schwierigkeiten ist ja, dass der Nahostkonflikt schon immer ein Kreuzungspunkt verschiedener Interessen war: Vierzig Jahre kreuzen sich hier die Interessen der USA und der Sowjetunion. Auch seit dem Ende der Sowjetunion vor sechzehn Jahren ist das nicht anders.**

Das war der Nahe Osten immer: ein Kreuzungspunkt zwischen Ost und West, Nord und Süd, per definitionem. Und das wird so bleiben, wer immer die Supermächte der Zukunft sein werden. Damit müssen wir leben, deswegen werden wir nicht wegziehen. Wenn man auf einer verkehrsreichen Kreuzung lebt, muss man vorsichtig sein und seine Schritte kalkulieren. Man darf nicht den Weg der Supermächte teilen, wenn sie aufeinander krachen. Das ist unsere Nachbarschaft, und wir können sie nicht ändern. Es ist weder eine besonders angenehme noch gemütliche oder friedliche Nachbarschaft, sie war es nie. Aber es gibt eine Chance, dass der Nahe Osten selbst eine Art Weltmacht wird: eine föderative, geeinte, aufeinander bezogene Region. Das klingt wie ein Traum. Aber vergessen wir nicht, dass vor nicht einmal hundert Jahren die Einheit Europas wie ein unmöglicher Traum klang. Und vergessen wir nicht, dass es in Europa Konflikte gab, die länger dauerten und blutiger verliefen als der Nahostkonflikt. Was Blutvergießen und gewaltsame Konflikte angeht, ist die europäische Liste weitaus länger und grausamer als die des Nahen Ostens. Und trotzdem geht Europa der Einigung entgegen. Dasselbe kann im Nahen Osten geschehen, und es wird nicht tausend Jahre brauchen, wie in Europa. Es kommt vielleicht früher. Wie bald, kann ich nicht sagen. Aber früher.

*Das gesamte Gespräch können Sie in der Radioreihe „Im Gespräch“ in Ö1 am 20. Dezember um 21 Uhr hören.*

# Essays mit Einblicken



**Theodor Herzl: Elegante Menschen und Tiere. Erstaunliches über scheinbar Alltägliches**  
metroverlag 2007, 128 Seiten,  
ISBN 978-3-902517-63-0

**T**heodor Herzl (1860–1904) ist jedem bekannt als Autor des Buchs „Der Judenstaat“, Vorreiter des Zionismus und gedanklicher Gründervater des Staates Israel. Weniger bekannt ist, dass er viele Jahre für die „Neue Freie Presse“ journalistisch tätig war.

So berichtete er von 1891 bis 1894 als Korrespondent aus Paris, wobei er unter anderem über die Dreyfuß-Affäre schrieb. Als er wieder nach Wien zurückkehrte, wo er Jura studiert hatte, arbeitete er als Feuilletonist weiter für die Zeitung, und zwar bis zu seinem Tod 1904. Er beschrieb in seinen Texten Alltagserlebnisse, Vorkommnisse aus dem Wiener Stadt- und Gesellschaftsleben, die er humoristisch ausbaute und ummantelte.

Eine Wiederentdeckung: Die Feuilletons des Zionismus-Begründers Theodor Herzl zeigen ihn als scharfsinnigen Gesellschaftskritiker.

VON KATJA SINDEMANN

Aus der Fülle seiner Feuilletons hat der metroverlag eine kleine, aber feine Auswahl getroffen. So macht sich Herzl sorgenvolle Gedanken über Wohl und Wehe von Wunderkindern. Denn er ahnt voraus, dass die heute Gefeierten leiden werden, wenn in etlichen Jahren Erfolg und Beifall ausbleiben. In einer Schnurre über Wilhelm Busch, den „Lachonkel aller deutschen Kinderstuben“, erkennt Herzl, dass dessen Komik auf der Kenntnis menschlicher Schadenfreude beruht: „Das Pech der anderen ist eine unerschöpfliche Quelle der Erlustigung.“ Eine historische Fundgrube ist sein Stückchen über den Wiener Prater, wo exotische Tiere und Menschen zu Schauzwecken ausgestellt werden. Herzl schildert einfühlsam die rührende Liebe einer Wärterin zu der Schimpansendame Maya. Und erzählt aus dem Leben und Treiben im Aschantidorf, das von Westafrika in den Prater verpflanzt wurde. Ebenso scharfsinnig analysiert er die Pferderennen in der Freudenu. ein Jahrmarkt der Eitelkeiten, zu dem die Leute nur aus Spielsucht kommen. Seine Beobachtung: Misstrauen ist die Grundlage aller Gesellschaft.

Einen seitenlangen ironischen Essay gewinnt Herzl aus der Tatsache, dass man neuerdings im Burgtheater Sitze durch Postanweisung vormer-

ken kann. Eine Neuerung, die zweifellos Vor- und Nachteile hat. Der Vorteil: Man hat seine Karten gewiss. Der Nachteil: Man hat seine Karten gewiss, jedoch zugleich eine große Ungewissheit: Vielleicht sitzt man im leeren Haus, vielleicht sind die Schauspieler krank, vielleicht ist der Spielplan geändert.

Nicht vergessen wird natürlich das Dorotheum, wo gerade der Nachlass der Operetten-Diva Marie Geistering versteigert wird. Auch hier zeigt sich Herzls Menschenkenntnis: „Einige haben noch das verspätete Lächeln der Triumphe im Antlitz, denn es war ein Kampf. In anderen Gesichtern entdeckt man schon Anfänge der Reue und Niedergeschlagenheit.“ Um in der Lebensweisheit zu gipfeln: „... dass immer derjenige glücklich zu preisen ist, der das Ersehnte nicht erlangen konnte. Aber diese Einsicht steht am Ende der Dinge, nicht am Anfang, und dazwischen liegt das ganze Leben ...“ Erbstreitigkeiten, Wohnungswechsel und die letzte aufflammende Liebe eines alternden Mannes – nichts Menschliches war Herzl fremd. Ein bisschen Ironie, ein bisschen Zynismus, ein bisschen Tragik und sehr viel liebevolle Beobachtungsgabe, das zeichnet die Artikel von Theodor Herzl aus.

# Kämpfende Luftmenschen



Werner Portmann / Siegbert Wolf:  
„Ja, ich kämpfte“. Von Luftmenschen,  
Kindern des Shtetls und der  
Revolution. Biographien radikaler  
Jüdinnen und Juden, Unrast Verlag  
Münster, 2006, € 19,-

**A**nhand der Biographien von Isak Aufseher, Jack Bilbo, Robert Bodanzky, Carl Einstein, Cilla Itschner-Stamm und Milli Witkop-Rocker erzählen die Autoren nicht nur Fußnoten der europäischen, jüdischen und sozialistischen Geschichte, sondern weit mehr. Die Biographien, die so tragisch wie spannend und vielschichtig sind, bilden eine Lebenswelt ab, die noch in den jüdischen Gemeinden und den europäischen Arbeiterbewegungen vor der Shoah wurzelt und einmal mehr zeigt, was die Shoah außer Millionen an Menschenleben noch gekostet hat: die Hoffnung auf allgemeine Emanzipation im Rahmen der revolutionären Arbeiterbewegungen Europas.

Werner Portmann und Siegbert Wolf ist mit ihrem Buch „Ja, ich kämpfte“ ein einmaliger Einblick in linksradikale jüdische Biographien im 20. Jahrhundert gelungen.

VON THOMAS SCHMIDINGER

So unterschiedlich die geschilderten Biographien denn auch sind, so geben sie genau jenes Spektrum der Hoffnungen wieder, die radikale jüdische Männer und Frauen in verschiedene Strömungen der radikalen Arbeiterbewegung, des Anarchismus oder anderer undogmatischer Linksradikaler setzten. Der Blick der Autoren ist dabei nicht auf die anarchistische „Prominenz“, wie Emma Goldman oder Erich Mühsam, gerichtet, sondern auf weniger Prominente. Die Anarchistin und Feministin Milli Witkop-Rocker (1877–1955) etwa, deren Weg aus dem heute ukrainischen Städtchen Slotopol über London – wo sie ihren Lebenspartner Rudolf Rocker kennenlernte und sich in der jiddisch-anarchistischen Gruppe „Arbeyter Fraynd“ engagierte – in die USA führte. Der Untertitel des Buchs ist jedoch irreführend. Nur ein Teil der geschilderten Biographien beginnt im ostjüdischen „Shtetl“. Einige, wie Robert Bodanzky oder Carl Einstein, stammen aus dem emanzipierten deutschsprachigen Judentum.

So „unsystematisch“ die Auswahl der Biographien auch sein mag, so einfühlsam und interessant werden sie geschildert. Die Biographie Carl Einsteins, der als Künstler und Kunsttheoretiker zu Lebzeiten einige Popularität erlangen und sich nur

durch Suizid der Verfolgung durch die Nazis entziehen konnte, wird dabei ebenso nachgezeichnet, wie jene von Cilla Itschner-Stamm, einer sehr aktiven Anarchistin, die nach gescheiterten Liebesbeziehungen und einer ebenso gescheiterten Ehe schließlich 36 Jahre lang einsam in der Psychiatrie einer Schweizer Klinik leben musste.

Man merkt auf jeder Seite des Buchs, dass sich hier zwei Autoren jahrelang mit den geschilderten Biographien beschäftigt haben, die Chance hatten, in Nachlässen zu stöbern und mit Nachkommen zu sprechen. Die Autoren versuchen immer wieder Querverbindungen zur jüdischen Geistesgeschichte zu ziehen und verorten die persönlich meist nicht mehr religiösen Revolutionäre in der jüdischen Tradition. Haben Anarchismus und Judentum auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun, so sehen die Autoren doch viele Gemeinsamkeiten. Sie berufen sich dabei auf Gershom Scholem, der nicht im Zionismus, sondern in Anarchismus die messianische Utopie sah. Anarchismus also als Fortsetzung des Judentums? Die Frage wird sich durch die Vernichtung nicht nur des europäischen Judentums, sondern auch der radikalen Arbeiterbewegung Europas durch die Nazis nicht mehr beantworten lassen.



## **SOUTH PARK: THE LONELY JEW ON CHRISTMAS**

(Video zu finden auf YouTube)

It's hard to be a Jew on Christmas  
My friends won't let me join in any games ...  
And I can't sing Christmas songs  
Or decorate a Christmas tree ...  
Or leave water out for Rudolph  
Cos there's something wrong with me ...  
My people don't believe in Jesus Christ's divinity ...  
I'm a Jew, a lonely Jew ...  
on Christmas.  
Hanukkah is nice, but why is it,  
That Santa passes over my house every year?  
And instead of eating ham  
I have to eat kosher LATKEES ...  
Instead of Silent Night  
I'm singing hou-hazch-tou-gavish ...  
And what the fuck is up  
With lighting all these fucking candles, tell me please?  
I'm a Jew, a lonely Jew ...  
I'd be merry but I'm Hebrew, on Christmas ...

# Der König und ich

Eine kleine Weihnachtsgeschichte von Harry Bergmann

**E**s war kurz vor Weihnachten 1964. Ich war Schüler der 3a im Schopenhauer-Gymnasium. Ich war der einzige Jude in der Klasse. Nein, ich war der einzige Jude in der ganzen Schule (siehe links: South Park, „The lonely Jew on Christmas“).

Es sprach sich wie ein Lauffeuer herum. Kardinal König ist in der Schule und wird eine der Klassen besuchen. Die Tür wird aufgerissen und seine Eminenz plus Entourage stürmen in unsere Klasse. Es geht alles so schnell, dass überhaupt nicht daran zu denken ist, mich rechtzeitig zu „entsorgen“.

Alle sind sie da. Der Kardinal, eine Abordnung der Diözese, der Schuldirektor, der Klassenvorstand und natürlich mein Freund, der Galach (Pfarrer), der Religionslehrer der Klasse. An sich ein netter Mann, Modell „gealterter Barockengel“ mit roten Pausbackerln, Wimpernschlag wie ein Kolibri ... leicht gebrochen vom jahrelangen Unterricht.

Unterricht ist gut! Der Einzige, der ihm in all den Jahren zugehört hat, bin ich. Warum? Da ich nicht wusste, wo ich mich eine Stunde lang allein „herumdrehen“ sollte, bin ich einfach im katholischen Religionsunterricht sitzen geblieben. Na und wo ich schon mal da war, habe ich halt aufgepasst (irgendwie amüsierte mich auch der missionarische Eifer, den der Herr Pfarrer mir gegenüber entwickelte).

Aber zurück ins Klassenzimmer. Es dauerte nicht lange und das Unfragbare wurde gefragt. Kardinal König: „Was nehmt ihr denn gerade

im Religionsunterricht durch?“ Durchnehmen? Im Religionsunterricht was durchnehmen? Wovon redet der Alte?

Im Klassenzimmer herrschte ein Zustand, den keine Schulreform der Welt hervorbringen kann: Stille, absolute Stille.

Das Gesicht des Schuldirektors wurde immer länger und das des Galachs immer röter, gleichzeitig der Blick zu mir immer flehentlicher.

Natürlich wusste ich, was „wir“ durchgenommen hatten: Matthäus (nicht den Fußballer, den Evangelisten).

Aber warum sollte ausgerechnet ich? Andererseits – der Direktor war auch unser Matheprofessor und da konnte ein kleiner Bonus – bei G'tt (welcher Fakultät auch immer) nicht schaden.

Also gut. Ich zeige auf. Erzähle dem guten Kardinal, was er hören will: wie man in einigen neutestamentarischen Kapitelchen vom einfachen Zöllner zu einem der zwölf Apostel wird. Erledigt.

Kardinal zufrieden. Direktor dankbar. Galach im Glück. Der weihnachtliche Schulsegen hängt wieder grad.

Wie oft müssen wir uns anhören, dass wir am Karfreitag schuld sind, aber dass wir ihnen manchmal das Weihnachtsfest retten, davon redet keiner.

Harry Bergmann



# Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

		1	2	3				4	
	5				6	7			
		8			9				
10		11					12		
13					14				
		15	16		17				
18							19	20	
		21			22	23			
		24			25				
		26							
								27	
28					29		30		31
					32	33			
34									

**WAAGRECHT:**

- 1) Tow soll er sein, ob bes, he oder wof
- 5) Von Haus zu Haus, ihm gehen nicht alle Türen auf
- 8) Englisches mich
- 9) Verkehrtes englisches mich
- 11) Darfs a bisserl mer Musik sein?
- 13) Mein G'tt, die Lilly ist ein großer Pharmakonzern
- 14) Franz. hundert und doch nicht viel wert
- 15) Kurzes persönliches Elektroteil
- 17) Sehr kurz hier, dieser Schultyp
- 18) Bist du marod, brauchst du ...
- 19) Können aus diesem Vokaldoppel, heißt perfekt
- 21) Doppelvokal
- 22) Japaner meint ein Postwertzeichen, ich die Frau im Kartenspiel
- 24) Kurzbegriff aus der Werbebranche von rechts
- 25) Sinn und Zweck, braucht dies Geschäft
- 26) An diesem eins waagrecht wird gefastet
- 28) Hier fehlt der Tafel ein L
- 30) Dein Sohn, der ..., der ist sehr schen
- 32) Sprich mir lieber von Angelegenheit als Verwünschung
- 34) Heiße Exportware aus Finnland

**SENKRECHT:**

- 1) Eins waagrecht und in Frieden
- 2) Nicht unters Messer gekommen
- 3) Kurzform der Freundlichkeit ohne Gruß
- 4) Abwärts fehlt der Stadt ein U, aufwärts sprießt er
- 6) Raindrops keep falling on my head
- 7) Bist du sicher?
- 10) Hier ist üble Nachrede ein mus
- 12) Franz. Präposition
- 16) Chups fehlen der Leckerei, ein P dem Himmel
- 19) English selbst upwards
- 20) Nicht nur kurzerhand unbekleidet am Strand
- 23) Verwirrte Spielkarten
- 27) Whatever you want, whatever you ...
- 29) Den Ratschlägen fehlt ein es am Ende
- 30) Confused English profession
- 31) Keine Ahnung, wie der heißt, kurz
- 33) National Bank or bore, short

# „AKTE“

Von Peter Patzak

mit Maddalena Hirschal Gerti Drassl Eva Herzig

*vermählt*

*im Schweigen*

Tickets: 512 42 00

[www.stadttheater.org](http://www.stadttheater.org)

Uraufführung 18.01.08

**stadt wal**  
Theater fisch  
gasse

**stadtTheater walfischgasse**  
Walfischgasse 4, 1010 Wien

www.stilllife.com  
foto: Reinhard Lemschöfer

**Leserbrief an die Zeitschrift NU zum Artikel von Martin Engelberg in der Juniausgabe:**

Martin Engelberg schreibt: „Bösere Zungen – und das sind nicht wenige – sind überzeugt davon, dass die Funktionäre der Kultusgemeinde nur ihre eigenen geschäftlichen Interessen verfolgen.“

Dazu möchte ich in aller Deutlichkeit betonen, dass alle Kultusvorsteher ehrenamtlich und unentgeltlich arbeiten (was Martin als ehemaligem KV wohl bekannt sein sollte), ebenso Funktionäre bei diversen Institutionen wie auch die Mitglieder der einzelnen Kommissionen. Ich arbeite seit über zehn Jahren mit großem Arbeits- und Unkosteneinsatz, aber ohne jegliche Bezahlung für die IKG, war fünf Jahre Ombudsmann und bin seit fünf Jahren Kultusvorsteher und Mitglied mehrerer Kommissionen. Der einzige Vorteil, auf den ich stets bedacht bin, ist jener der Gemeinde und ihrer Mitglieder.

*Ivan Roth*  
ATID-Kultusvorsteher

**Allgemeiner Kommentar zur NU-Ausgabe Nummer 29**

**Liebe NU-Redaktion,**  
die jüngste Ausgabe von NU hat uns ergötzt. Danke. Die drei Rabbiner von Martin Engelberg, der letzte Teil der Rabbiner-Serie, sind köstlich gelungen. Die Geschichte zum ERUV aber ist – glaube ich – schon erledigt. Seibersdorf (Geschichte über die Burschenschaftler in der Forschungseinrichtung, Anm.) und Obersalzberg (Luxushotel in Hitlers ehemaliger Sommerfrische, Anm.), gerechte Menschen und Tabori usw. L'shana towa für Euch. Alles in allem: herzliche Grüße!

*Raoul Kneucker*

**NU gibt es auch im Internet.  
Auf unserer Homepage finden  
Sie Informationen zu den  
Autoren, ein Artikelarchiv und  
die Möglichkeit,  
uns Anregungen zu geben.**

***www.nunu.at***

**RÄTSEL AUFLÖSUNG**

		1	2	3				4	
		J	O	M				B	
	5	O	R	F	6	7	H	E	R
		8	E		9	M		I	
10		11	L	E	S	12	E	R	
13	E	L	I		14	E	N	T	
	G	15	16		17	H	S		
18	R	E	P	H	U	E	19	F	20
	A	21	U		22	23	A	L	K
	S	24	R	P	25	E	S	E	K
	C	26	T	A	I	N	E	S	
	H	A				S		27	N
28	M	E	G	I	L	29	E	30	B
	U				32	I	33	N	J
34	S	C	H	W	I	Z	B	O	D

**Kennen Sie einen Menschen,  
der eine besondere  
Geschichte zu erzählen hat?  
Haben Sie Vorschläge für  
Porträts, Interviews oder  
Berichte, die in NU  
erscheinen sollen?  
Schreiben Sie der Redaktion  
unter office@nunu.at**

*www.nunu.at*



FOTO ©: PETER RIGAUD

## Wir wählten



FOTO ©: PETER RIGAUD

Die Gemeinde kreißt und ein Überraschungspräsident ward geboren.

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

**Menasse:** Heute ist es besonders schwierig fürs NU zu dajgezzen. Wir sitzen da, die Kultuswahlen haben eben erst stattgefunden, nicht jedoch die schwierigen Koalitionsverhandlungen und wir müssen dennoch schon den Ausgang kommentieren, weil die Zeitung bereits in Druck gehen soll.

**Javor:** Das ist ganz einfach. Sie werden jedenfalls ein Riesenerfolg.

**Menasse:** Wie meinst du das?

**Javor:** Ich freue mich einfach, wenn in Österreich eine jüdische Partei Wahlen gewinnt.

**Menasse:** Und den Präsidenten magst du ja auch besonders gern.

**Javor:** Wieso, wer wird Präsident?

**Menasse:** Na ist das nicht schon geklärt? Ariel Muzicant hat doch in Interviews bedauert, dass es keinen Gegenkandidaten gibt.

**Javor:** Halt, halt. Es treten acht Parteien zur Wahl an, das sind im Übrigen um drei mehr als im österreichischen Nationalrat vertreten sind.

**Menasse:** Acht Parteien? Das heißt ja, dass bei rund 7.000 Juden in der Kultusgemeinde, von denen die Hälfte zur Wahl geht, jeweils etwa 400 Wähler eine eigene Partei haben. Wenn man das auf die USA umlegt. Dort würden ja dann die Wahllisten ganze Bibliotheken füllen.

**Javor:** Und so gesehen, muss man sich fragen, wieso die Chinesen mit so wenigen Parteien auskommen.

**Menasse:** Das ist einfach, dort leben relativ wenig Juden.

**Javor:** Andererseits muss man bedenken, dass jeder Jude mindestens zwei fundierte Meinungen zu ein und demselben Thema hat und ein paar weniger fundierte meist auch noch. Und da sind acht Parteien eigentlich gar nicht so viel.

**Menasse:** Und diese acht Parteien einigen sich dann nach der Wahl auf einen Präsidenten?

**Javor:** Einigen ist ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Es wird abgestimmt. Und zwar in völlig unjüdischer Form. Jeder gewählte Mandatar hat nur eine Stimme. Diese Ungerechtigkeit wurde auch durch das Toleranzpatent von Joseph II. nicht beseitigt.

**Menasse:** Sag einmal, woher kommen die vielen Mandatare? Das muss ja schwierig sein, bei einer so geringen Anzahl von Juden Listen mit jeweils 24 Mandataren aufzustellen. Acht Listen zu 24 Mandataren ergibt ja 192 Menschen, die bereit wären, ehrenamtlich für die Gemeinde zu wirken.

**Javor:** In Notzeiten muss eben jede Familie Opfer bringen.

**Menasse:** Nebbich, ein Opfer. Die meisten werden ja ohnehin nicht gewählt. Aber 24 Kultusräte insgesamt, die dann Regierung und Opposition spielen, braucht es ja doch.

**Javor:** Ja, vor allem die Aufstellung einer Opposition ist sehr schwierig. Aber unser weiser, wahrscheinlich wieder gewählter Präsident weiß immer einen Ausweg. Er animiert einfach seine engsten Mitarbeiter dazu, ihre Kinder als Oppositionsführer zur Verfügung zu

stellen. Das nenne ich mir wahre Größe.

**Menasse:** Aber so großzügig, dass er sie medial zu Wort kommen lässt, ist er auch wieder nicht. Ich sehe seit ein paar Wochen Ariel Muzicant ununterbrochen in allen Medien. Wie es der Zufall will, ärgert ihn gerade jetzt knapp vor der Wahl, dass das Wiesenthal Center verschleppt wird, oder er legt sich für den Bau von Moscheen ins Zeug. Er führt einen richtigen Wahlkampf. Seine Konkurrenten haben mir die Medien aber nicht vorgestellt.

**Javor:** Mir ist lieber, er zerbricht sich den Kopf über Moscheenbau als über jüdisch-religiöse Fragen. Eigentlich könnte er sie ja gleich selber bauen. Immerhin ist Bauen seine Kernkompetenz.

**Menasse:** Der Lugner hat auch mit dem Bau von Moscheen begonnen und ist dann bei einer Bundespräsidentenwahl angetreten. Wenn der Muzicant das auch plant und sich dann seine Gegenkandidaten in geübter Manier gleich mitnimmt, hat er eine echte Chance.

**Javor:** Das Mindeste, was man in so einem Fall gewinnt, ist eine Sendung in ATV.

**Menasse:** Also wer wird jetzt deiner Meinung nach Präsident der Kultusgemeinde?

**Javor:** Bin ich ein Meinungsforscher?

**Menasse:** Bitte zahlen, Javor ist mir heute zu unsachlich.

\* dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.



FOTO ©: PETER RIGAUD

# Reformjudentum als Randerscheinung

VON MARTIN ENGELBERG

Obwohl die Reformgemeinde „Or Chadasch“ in Wien bereits seit 17 Jahren besteht, ist sie im jüdischen Leben Wiens unbedeutend geblieben und hat relativ wenige Mitglieder. Dies, obwohl sie seit einigen Jahren sogar durchaus eine gewisse Unterstützung durch die Kultusgemeinde erhält und eigentlich das gleiche Potenzial an Mitgliedern der jüdischen Gemeinde anspricht wie der Stadttempel und das sind immerhin 1.000 bis 1.500 Personen.

Verglichen mit den USA, wo sich ja bereits die Mehrheit der Juden zu Reformgemeinden zugehörig fühlt, führt „Or Chadasch“ in Wien eine Randexistenz. Schuld daran ist sicher nicht die Führung dieser Gemeinde – diese ist vielmehr sehr engagiert tätig.

Die Tatsache, dass Oberrabbiner Eisenberg im Stadttempel, im Rahmen des dort geltenden orthodoxen Ritus – wie er im letzten NU sagte – „an den Rand des Möglichen geht“ und „ein Maximum an Erleichterung“ anbietet, nimmt der Reformgemeinde sicherlich schon einiges an Potenzial weg.

Den allergrößten Einfluss darauf, wodurch sich die Menschen von einer Bethausgemeinde angezogen fühlen, haben jedoch die dort vorherrschenden, ganz bestimmten Rituale, eine spezifische Atmosphäre, die Art der Gesänge, die im Gebet verwendete Sprache usw. und diese emotionale Verbundenheit ergibt sich durch die gelebte Tradition der Eltern und Großeltern und das Aufwachsen in

einer bestimmten Gemeinde. Nachdem der absolut überwiegende Teil der aschkenazischen Juden in Wien in der ersten und zweiten Generation von Juden aus Ungarn, Polen, Rumänien, der Ukraine usw. – also dem Kerngebiet des orthodoxen und des überwiegend chassidisch-orthodoxen Judentums – stammt, liegt die bedeutend größere Affinität zum orthodoxen Ritus auf der Hand. Dies im Gegensatz zu den USA, wo Juden bereits seit mehreren Generationen in sich konstant weiter reformierenden Gemeinden leben, aufwachsen, sich sozialisieren.

**„Verglichen mit den USA führt „Or Chadasch“ in Wien eine Randexistenz. Schuld daran ist sicher nicht die Gemeinde.“**

Dazu kommt, dass die allermeisten aschkenazischen Juden in Wien Überlebende der Shoa bzw. deren unmittelbare Nachkommen sind und dementsprechend in ihrem Glauben erschüttert wurden. Dies hat bei einem Teil dieser Menschen dazu geführt, sich von der Religion gänzlich abzuwenden, und sie fühlen sich auch von einer Reformgemeinde, die ja auf den Glauben besonders pocht, ja pochen muss, noch weniger angesprochen.

Andere Überlebende der Shoa, die dem jüdischen Gemeinschaftsleben mehr verbunden blieben, begegnen

der Erschütterung des Glaubens durch besonders starkes Festhalten am orthodoxen Ritus.

Wenn dann die Einhaltung der Schabbat-Gesetze aufgegeben wird, sehr viel auch in Deutsch oder Englisch gebetet wird, ganz andere Gesänge verwendet werden, es egal ist, in welche Richtung man betet, usw., dann bewirkt die Reform verständlicherweise Verunsicherung und Ablehnung. Da kann dann auch die dem emanzipatorischen Anspruch gerecht werden wollende – manchmal sogar etwas verkrampft wirkende – Gleichstellung von Frauen und Männern in den Reformgemeinden wenig zu ihrer Attraktivität beitragen.

Dabei erschiene ja die Haltung des Reformjudentums ehrlicher: Warum sollen wir Rituale aufrechterhalten, die wir eigentlich mit den sonstigen Werten einer modernen Gesellschaft nicht in Einklang bringen können und obendrein weitgehend gar nicht einhalten. Bei näherem Hinsehen merken wir aber sehr bald, dass alle neuen Regeln letztlich nur willkürlich sind, auch wieder nur als mehr oder weniger sinnvoll erachtet und ebenso unterschiedlich eingehalten werden.

Daher liegt – zumindest in Kontinentaleuropa – das Reformjudentum den emotionalen Bedürfnissen der großen Mehrheit der hier lebenden Juden nicht näher und wird daher auch weiterhin nur eine Randerscheinung bleiben.



FOTO ©: PETER RIGAUD

# Zum Endergebnis der Wahl

VON ERWIN JAVOR

25. November. Ein typischer Sonntag im Spätherbst. Es ist draußen kalt und windig. Das Wiener Derby und die Auslosung für die Fußball-Weltmeisterschaft werden im ORF direkt übertragen. An so einem Tag sollte man das Haus nicht verlassen, sondern stattdessen spät frühstücken und den Tag in bequemer Kleidung faulenzend verbringen. Aber – wie man so schön zu sagen pflegt – der Mensch denkt und Gott lenkt. Schon in aller HerrgottsfrühweckenmichMitglieder einer an sich sympathischen wahlwerbenden Gruppe und fordern mich auf, meine demokratische Pflicht prompt zu erfüllen und meine Stimme und auch die meiner lieben Frau im Wahllokal 4 rasch abzugeben. Schließlich und endlich ginge es um die Wurst und meine Stimme und natürlich auch die meiner lieben Frau würden über die Zukunft der Juden in Österreich entscheiden.

Und so kam es, wie es kommen musste. Meine liebe Frau und ich haben an diesem trüb-nassen Tag einen wertvollen Beitrag zur Stabilisierung der IKG geleistet.

Immerhin waren 5.352 (sic!) Juden wahlberechtigt und hatten an 3 verschiedenen Tagen die Gelegenheit ihre Stimme in 7 (sic!) verschiedenen Wahllokalen abzugeben. Schlussendlich kamen dann rund 2.900 Mitglieder zur Wahl und bestimmten den Kurs der Kultusgemeinde für die nächsten fünf Jahre. Die Wahlbeteiligung lag trotz eines heftigen Wahlkampfes mit

LISTE	STIMMEN	MANDATE
Atid – Liste Ariel Muzicant	1193	10 (-1)
Sefardim – Verein der Bucharischen Juden	570	5 (+2)
Bund sozialdemokratischer Juden – Avoda	276	2 (-1)
Khal Israel	220	2 (-1)
Block der religiösen Juden	105	1
Verein Georgischer Juden	125	1
Misrachi – Zionische Einheit	140	1
Gesher	265	2 (+2)

55% sehr niedrig und es gelang den 8 (sic!) Parteien nur zum Teil ihre Anhängerschaft zu mobilisieren.

Wenn man bedenkt, dass Tageszeitungen, diverse Magazine und der ORF über diese Pimperl-Wahl bereits im Vorfeld mehrfach berichtet haben, kann man die Diskrepanz zwischen öffentlicher Wahrnehmung und der Realität nachvollziehen. Tagtäglich werden jüdische Angelegenheiten in der breiten Öffentlichkeit diskutiert. Ob es um den Eruw, die Asylantenfrage, den Moscheebau oder die Weltpolitik geht, Dr. Muzicant, der bekanntlich kein Interview verweigert, hat immer eine Antwort parat. Da muss natürlich in der Bevölkerung der Eindruck entstehen, dass wir Juden eine mächtige und einflussreiche Gruppierung in Österreich sind. Das Gegenteil ist der Fall. Vor dem Krieg lebten hier rund 200.000 Juden. Sie hatten einen hohen Anteil an der kulturellen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes. Heute leben nur noch ca. 9.000

Juden in Österreich und beweisen trotz allem alleine durch ihre Existenz, dass Hitler den Krieg verloren hat. Dazu kommt, dass unsere Gemeinde überaltert ist. Außerdem haben wir mit Armut und der dringend notwendigen Integration von Zuwanderern zu kämpfen. Man kann nur hoffen, dass die neue Führung der IKG nunmehr in der Lage sein wird, eine realistische Einschätzung unserer tatsächlichen Situation zu finden. Größenwahnsinnige Investitionen müssten zudem neu überdacht und bewertet werden.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die Kosten unserer derzeitigen und noch geplanten Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.

*Erwin Javor*

P.S.:

Am Wahltag trennten sich Austria und Rapid o:o.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

**Impressum:**

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at), E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at), Fax: +43/1/531 77-583

BA-CA (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at) bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

**Ständige Mitarbeiter:**

Rosi Blecha (Art-Direktion), Matthis Cremer (Fotos), Martin Engelberg, Stefan Grisseemann, Werner Hanak, Roswitha Horak (Lektorat), Erwin Javor, Sabine Kehl-Baierle (Lektorat), Michael Kerbler, Margaretha Kopeinig, Mary Kreutzer, Danny Leder, Peter Menasse (Chefredakteur), Fritz Neumann, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Petra Stuißer, Barbara Tóth (stv. Chefredakteurin), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr.

**Satz & Layout:**

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

**Druck:**

Manz Crossmedia GmbH & Co KG, Stolberggasse 26, A-1051 Wien

**Offenlegung gemäß Mediengesetz:**

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)